Goethes Beziehungen zu Hessen.

(Teildruck)

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

Hohen Philosophischen Fakultät

der

Philipps-Universität zu Marburg

vorgelegt von

Willi Beils

Studienassessor

aus Hünfeld.

Marburg 1932

Goethes Beziehungen zu Hessen.

(Teildruck)

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

Hohen Philosophischen Fakultät

der

Philipps-Universität zu Marburg

vorgelegt von

Willi Beils

Studienassessor

aus Hünfeld.

Marburg 1932

Als Dissertation angenommen am 17. Januar 1930.
Berichterstatter: Herr Professor Dr. H. Maync.
Tag der mündlichen Prüfung: 26. Februar 1930.

Gedruckt mit Genehmigung der Fakultät.

Gesellschaft für Druck & Verlag, G. m. b. H., Hünfeld (Hessen).

Inhaltsverzeichnis.

IV.

Goethes Beziehungen zu hessischen Künstlern, Dichtern und Gelehrten.

A. Die Künstler:

B. Die Dichter:

C. Die Gelehrten:

Von der vollständigen Dissertation fehlen folgende Abschnitte:

I. Die territoriale Entwicklung des Landes Hessen.

II. Goethes Ahnen in Hessen.

III. Goethes Beziehungen zu einzelnen Städten:

1. Kassel.
2. Hanau.
3. Die Wetterau:
   a) Marienborn,
   b) Friedberg,
   c) Ziegenberg.
4. Hünfeld.
5. Fulda.

V. Goethes Beziehungen zu den Landgrafen und dem hess. Adel.

A. Die Landgrafen:

1. Hessen-Kassel:
   a) Friedrich II.
   b) Wilhelm IX. (I.) und sein Bruder Karl.
   c) Wilhelm II. und seine Gemahlin Augusta.
2. Hessen-Philippsthal-Barchfeld:
   Adolf und sein Sohn Ernst.

B. Der hessische Adel:

1. von Trümbach.
2. von Schlitz-Goertz.
3. von Diede zum Fürstenstein.
4. von Schlieffen.
5. von Riedesel zu Eisenbach.
6. von Berlepsch.
7. von Baumbach.
8. von Pappenheim.
9. von Boyneburg.
10. von Eschwege.
11. von der Malsburg.

IV.

Goethes Beziehungen zu hessischen Künstlern, Dichtern und Gelehrten.

Viele Persönlichkeiten Hessens hat Goethe näher gekannt; mit manchen von ihnen hat er in mehr oder weniger nahen Beziehungen gestanden. Die bedeutendsten Künstler und Gelehrten von Hessen-Kassel erfreuten sich der ehrenvollen Bekanntschaft mit dem größten Dichter ihrer Zeit. Sind diese Beziehungen einerseits ein klarer Beweis für Goethes ausgedehnte künstlerischen und wissenschaftlichen Interessen, die in eingehendem Gedankenaustausch über Fragen der Kunst und Geisteswissenschaft zum Ausdruck kommen, so sind sie andererseits ein wichtiges Zeugnis für die Bedeutung dieser Männer, die sich der Anerkennung und Förderung Goethes rühmen durften.

Als hessische Persönlichkeiten können nur solche Männer und Frauen gewürdigt werden, die entweder im Hessenlande geboren sind oder die einen wichtigen Abschnitt ihres Lebens und Wirkens dort verbracht haben. Ausgeschlossen sind jedoch Personen, die während der Besetzung Kassels in französischen Diensten in Hessen gewirkt kaben.

A.

Die Künstler.

Bei Goethes ausgesprochenem, starkem Interesse für theoretische und ausübende Kunst ist es selbstverständlich, daß ihn das Wirken der neu aufblühenden Kasseler Kunstakademie sehr interessierte.

Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts gab es in Europa nur wenige Länder, in denen künstlerischen Bestrebungen staatliche Unterstützung zuteil wurde. Die erste Gründung einer Staatlichen Kunstakademie in Deutschland erfolgte 1767. Kassel war die dritte.

Die Schöpfung der Kasseler Kunstakademie ist das Werk des kunstsinnigen Landgrafen Friedrich II., der die hochangesehene Gelehrtenschule des vom Landgrafen Karl (1677—1730) begründeten Collegium Carolinum um einen Lehrstuhl für Zeichenkunst, Malerei, Bau- und Bildhauerkunst erweiterte. Als Hauptkräfte wirkten hier drei Künstler, die bereits Wilhelm VIII. berufen hatte: der Bildhauer Johann August Nahl der Ältere (1710—1781), der Maler Johann Heinrich Tischbein der Ältere (1722—1789) und der Architekt Simon Louis Du Ry (1726—1799). 1775 wurde die neue Anstalt unter dem Namen „Maler- und Bildhauerakademie" in das Bellevue-Schloß verlegt. Als selbständige, von dem Collegium Carolinum getrennte Anstalt wurde die „Académie de Peinture et de Sculpture de Cassel" am 18. Oktober 1777 eingeweiht. Nahl und Tischbein waren die ersten Direktoren (für Bildhauerkunst und Malerei). [1])

---

[1]) Die Geschichte der Kasseler Kunstakademie hat Knackfuß geschrieben (Kassel 1908).

1. Johann August Nahl der Ältere.
(Geb. 1710 in Berlin, gest. 1781 in Kassel) [1])

Goethes Beziehungen zu Kasseler Künstlern beginnen mit seiner Bekanntschaft mit dem Bildhauer Johann August Nahl d. Ä., den er 1779 anläßlich seines ersten Besuches in Kassel in seinem Atelier besuchte. Nach längerem Aufenthalte im Auslande und Berlin unter Friedrich d. Gr. ließ sich Nahl 1755 auf Einladung des kunstliebenden Landgrafen Wilhelm VIII. in Kassel nieder, wo er bis zu seinem Tode gewirkt hat. Werke aus seiner Hand sind z. B. die beiden Rossebändiger (mit anachronistischen Attributen!) in freier Nachbildung der beiden Kolosse auf dem Monte Cavallo zu Rom sowie die Statuen römischer Gladiatoren. Diese Figuren zierten früher die alte Rennbahn am Schloß (Abbild. bei Piderit S. 286); heute stehen sie in der Karlsaue.

Als Goethe am Vormittag des 16. September 1779 Nahls Atelier besuchte, arbeitete der Künstler gerade an dem Werke, das für Kassel das bedeutendste wurde, nämlich an der Marmorstatue des Landgrafen Friedrich II., welche die Landstände errichten ließen (Tgb. 1,99: „die Statue des Landgrafen unter Nahls Händen"). Allerdings nahm der Tod dem Künstler den Meißel aus der Hand. Sein Sohn Samuel vollendete das Standbild, das am 14. August 1783 auf dem Friedrichsplatze gegenüber dem Museum Fridericianum enthüllt wurde. Bemerkenswert ist das weitere Schicksal dieses Kunstwerkes, auf dem Goethes Augen geruht haben. Unter Jérômes wurde die Figur vom Sockel genommen und in einen Stall neben der Post geworfen, wo sie verunreinigt und verstümmelt wurde. Nach der Rückkehr des Kurfürsten Wilhelm I. im Jahre 1813 wurde die Statue durch Johann Christian Ruhl wiederhergestellt. Heute nimmt sie wieder ihre alte Stelle ein. An Stelle des zertrümmerten Marmorsockels erhielt das Denkmal den heutigen Sandsteinsockel.

2. Mitglieder der Künstlerfamilie Tischbein.

In den Paralipomena zur „Italienischen Reise" (30, 303, 19 f) notiert Goethe unter der Überschrift „Tischbein" folgende Stichworte: „Mahler Familie Nähere Abkunft Studien Portraite Schweiz Bodmerisch(er) Einfluß Patriarchalischer Zustand Homer Sittliche Theilnahme Conradin Bedeutsamkeit solcher Arbeit Studien Ausführung Leichtigkeit und Anmuth im Skizzieren Besonders Pferde Thiere überhaupt".

Ohne Zweifel weisen diese Stichworte darauf hin, daß Goethe eingehender auf Wilhelm Tischbein eingehen wollte, und zwar unter Berücksichtigung der ganzen „Mahler Familie".

Daß Goethe Werke Johann Heinrich Tischbeins d. Älteren (1722 bis 1789) kannte, beweist die Stelle in dem Aufsatz „Neu-deutsche religios-patriotische Kunst" (1817), der, allerdings von Meyer verfaßt, doch Ansichten Goethes wiedergibt. Hier wird auf den „geschickten älteren Tischbein aus Kassel" hingewiesen (49 I, 24, 26).

[1]) Die Reihenfolge richtet sich nach dem Beginn der Beziehung.

In seiner Biographie zur Trauerloge auf den Maler Ferdinand Jagemann, der auch mehrere Goetheporträts geschaffen hat, erwähnt Goethe dessen Lehrzeit in Kassel „unter Aufsicht des dortigen Tischbein, eines väterlichen Freundes" (36, 356, 17). Es war dies der Galerieinspektor Johann Heinrich Tischbein d. J. (1742—1808), der Brudersohn des älteren Johann Heinrich Tischbein und Bruder des J. H. Wilhelm Tischbein (Eutiner), der als Maler und vor allem als Kupferstecher bekannt war.

Über den in Hanau wirkenden Maler und Lehrer an der dortigen Kunstakademie Heinrich Anton Wilhelm Tischbein (geb. 1777) findet sich ein Hinweis nur in Leonhards Aufsatz über Hanau und, darauf beruhend, eine allgemeine Erwähnung in Goethes Anzeige im „Morgenblatt" vom März 1816 (49 I, 12, 20). Er war der Sohn des Hofmalers Anton Wilhelm Tischbein in Hanau, der zu seiner Zeit sehr geschätzt war und der als der charakteristische Vertreter des Zopfstils anzusehen ist.

Der „Rat Tischbein", den Goethe am 3. April 1798 bei dem Jenaer Professor Loder traf (Tgb. 2, 204, 18/19), war Johann Friedrich August Tischbein, der ein Neffe Johann Heinrich Tischbeins d. Ä. war. Nach kurzer Tätigkeit als Hofmaler in Kassel (1771) wirkte er von 1772 ab als Hofmaler zu Arolsen (vgl. Biedermann 10, 28: Nr. 1611).

Von allen hessischen Künstlern stand in engsten Beziehungen zu Goethe Johann Heinrich Wilhelm Tischbein (geb. 1751 zu Heina, gest. 1829 zu Eutin), der Bruder Joh. Heinrich Tischbeins d. J. Auf Grund seiner Porträts, die ihm Aufträge des Kasseler und Berliner Hofes verschafften, war ihm ein Reisestipendium der Kasseler Akademie verliehen worden, an deren Spitze sein Onkel Johann Heinrich stand. Die Quelle künstlerischen Schauens und Lernens sollte auch für Tischbein Rom werden, der Sammelpunkt antik-klassischer und moderner Kunst. Während dieses ersten römischen Aufenthaltes (1779—1781) geriet der junge Maler gepuderter Rokokoporträts in den Bann eklektizistisch-klassischer Anschauungen, wie sie von Raphael Mengs begründet und von Trippel und dessen Anhänger ausgebildet worden waren. Als dann im Herbst 1780 sein Stipendium zu Ende ging, gelang es ihm, in Zürich eine Stellung als Porträtmaler zu erringen (1781—1782). Hier hatte Sulzer in seiner „Theorie der Schönen Künste" auf die Bedeutung des Porträts als eines Spiegelbildes der Seele hingewiesen, und dazu lebte hier Lavater, der Vater der Physiognomik. Auf dem Ummwege über Merck und Lavater suchte Tischbein Goethes Bekanntschaft in der Hoffnung auf dessen Fürsprache beim Weimarer Hof. Denn trotz der freundlichen Aufnahme in Zürich trieb es ihn zu einem anderen Wirkungskreis, um seinen Drang zum Historienmaler in der Schöpfung größerer Werke zu erfüllen. Seine Porträts: Lavater in Profil, Prinz Konstantin von Sachsen-Weimar (Juli 1781) [1]) und Bodmer (September 1781) waren die ersten Werke des jungen Künstlers, die Goethe vor Augen bekam. Somit war Tischbeins erstes Ziel erreicht.

---

[1]) Vgl. Brief an Merck vom 14. 11. 1781. Goethes Urteil findet sich im Brief an Lavater vom gleichen Tage (vgl. Schrift. der Goethe-Ges. 16, 193 und Anmerk.)

Die ersten Zeichnungen, die Tischbein im Auftrage Karl Augusts für Goethe lieferte, waren zwei Skizzen zum „Götz“: aus dem 1. Akt die Bambergischen Reiter im Streit mit den Bauern (8, 6/7) und aus dem 5. Akt die Illustration zu den Worten Marias: „Weislingen, ich bin kein Geist. Ich bin Marie.“ (8, 159. Beide im Goethe-National-museum zu Weimar). Als dritte Zeichnung zum „Götz“ aus der Züricher Zeit übersandte Tischbein mit seinem letzten Brief aus Eutin vom 7. Januar 1822 eine Darstellung „wie der gefangene Götz sich nach dem Freien und Licht sehnt“ (vgl. Schrift. d. Goethe-Ges. 25, S. 28). Die Zeichnung trägt die Unterschrift „Zürich 1781“.[1]) Das erste ausgeführte Gemälde, das Tischbein am 29. Juli 1782 übersandte, war das Bild „Götz mit dem gefangenen Weislingen“. Dieses Bild zeigt, was der Maler bei Lavater gelernt: der seelische Ausdruck gab den Gehalt. Mit wissenschaftlicher Akribie ist die Umwelt behandelt. Im Gegensatz zu den begeisterten Bewunderern in Zürich fand man in Weimar manche Mängel. Goethe dagegen war mit seinem Urteil weniger voreilig. Er erkannte, daß Tischbein „ein guter, edler, freigesinnter Mensch ist“, der „ein fürtrefflicher Portraitmaler“ zu werden verspreche (an Herzog Ernst II. von Gotha v. 19. 4. 84).

Daß Goethe dieser realistischen Kunst, wie sie sich in Tischbeins Porträts aussprach, zugetan war, beweist seine Fürsprache bei dem Herzog von Gotha (vgl. Br. v. 19. 4. 84), der sich auch wirklich des Malers annahm und ihn auf seine Kosten zur weiteren Ausbildung nach Italien schickte. Im Januar 1783 traf Tischbein in Rom ein, nachdem er auf der Reise unter dem Einfluß Salomon Geßners fleißig Skizzen aus der Alpenwelt entworfen hatte. Es sind dies die 58 Blätter, die Goethe nach seinem Schreiben an Tischbein vom 20. Dezember 1821 der Mappe mittleren Formates mit der eigenhändigen Aufschrift „Tischbein Sweiz“ geordnet hat. Sie behandeln „Motive vom Vierwaldstättersee, dann Schluchten, Brücken und Wege am St. Gotthard, dann Wasserfälle, dann italienische Landschaften, schließlich eine Reihe von Ansichten aus dem hohen Apennin, wobei Tischbein selbst nicht selten als Staffage erscheint“ (Goethe-Ges. 25, 33). Landsberger a. a. O. S. 50 vermutet, daß eine Zeichnung mit Morgensonne und Wasserfall (Mappe größeren Formates Nr. 15?) den landschaftlichen Hintergrund zu dem Terzinenmonolog im „Faust“ II, Vers 4695—4727 geboten habe. Vgl. aber die Schilderung des Rheinfalles im Tgb. vom 18. September 1797 (2, 152/53)!

In Rom entwickelte sich Tischbein unter dem Einfluß der Antike und der Lehren Winckelmanns und Mengs' vom Maler des Charakteristischen zum Maler des Klassisch-Schönen. In diese Zeit fällt sein stilgemischtes Konradinbild (Gothaer Galerie). Goethes Urteil über das Gemälde im „Philipp Hackert“ (46, 295, 5) lautet: „Sein Konradin war gut coloriert, durchsichtig, wahr und angenehm.“ Goethes Ueberzeugung entsprach auch Meyers Urteil („Neu-deutsche religios-patriotische Kunst“, 49 I, 28, 15—20): „Man kann solches zu den besten, in

[1]) In der Mappe größten Formates, Karton Nr. 22. Vgl. Tischbeins Brief vom 7. 1. 1822 (Schrift. d. G.-Ges. 25, S. 28).

unseren Tagen entstandenen Bildern zählen." Der Wegweiser zur neuen Richtung war die Antike. Tischbeins Interesse gehört fortan nur Stoffen aus dem klassischen Altertum (Sophonisbe, Brutus, Paris und Helena). Sein Selbstporträt von 1785 (Museum zu Weimar) zeigt den Künstler in der Welt, in der er lebte.

Auch von Rom aus unterrichtete Tischbein Goethe über seine Fortschritte. So waren die Voraussetzungen für eine persönliche Bekanntschaft gegeben, die dann sofort bei Goethes Ankunft in Rom (29. Okt. 1786) erfolgte (vgl. Tgb. 1, 331). Schon vom zweiten Tage an wohnten beide zusammen (Tgb. 1, 331; vgl. Tischbeins Brief an Lavater vom 9. 12. 86 [Schr. d. G.-Ges. 16, 364]). Nun wurde Tischbein Goethes beständiger Begleiter und Führer. Seine reifen Erfahrungen, die auf einem durchgebildeten Urteil beruhten, wurden eine wirksame Stütze für Goethes enthusiastische, gefühlsmäßige Einstellung gegenüber Kunstwerken. Aus Goethes Kunst raschen intuitiven Schauens und Tischbeins, von scharfem Blick gelenktem, Stift erwuchs eine Fülle von rasch hingeworfenen Skizzen. [1]) Begeistert spricht Goethe von dem anregenden Umgange mit dem Maler, dessen künstlerische Ausbildung und genaue Kenntnis der italienischen Kunst und Landschaft den römischen Aufenthalt erst recht fruchtbar und anregend gestaltete (an Karl August v. 12. 12. 86). In seiner künstlerischen Entwicklung war Tischbein dem Dichter weit vorausgeeilt, sodaß Goethe auf dem Gebiete der Kunstanschauung einen Umschwung erfuhr. Dankend spricht er dies selbst aus: „Das Stärkste, was mich in Italien hält, ist Tischbein; ich werde nie soviel in so kurzer Zeit lernen können, als jetzt in Gesellschaft dieses ausgebildeten, erfahrenen, feinen, richtigen, mir mit Leib und Seele anhängenden Mannes. Ich sage nicht, wie es mir schuppenweise von den Augen fällt." (An den Freundeskreis in Weimar v. 6. 1. 87).

Nach diesen tief empfundenen Dankesworten muß der künstlerische Einfluß Tischbeins auf Goethe sehr wertvoll gewesen sein. Wenn sich in Goethes Kunstanschauungen ein tiefgreifender Wandel vollzieht, so ist Tischbein die Ursache, in dessen Gesellschaft Goethe, wie er gern bekennt, dreifach lebt (Br. 8, 120, 6/8). Der klare Beweis für diesen Einfluß ist Goethes Aufsatz „Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil" von 1788 (47, 77—83), in dem der Dichter in der Forderung nach dem Höchsten in der Kunst, dem Stil, zu denselben Ergebnissen kommt wie Tischbein mit seiner Forderung des Schönen. In dieser künstlerischen Übereinstimmung findet sich die Erklärung des Wortes, das Goethe zu Joh. Heinrich Voß d. J. in Bezug auf Tischbein sprach: „Nie einander gesehen, in ganz verschiedenen Verhältnissen gebildet und doch so übereinstimmend" (Biedermann 10, 218 [Nr. 1800]).

---

[1]) Die Menge der in seinem Besitz befindlichen Zeichnungen Tischbeins hat Goethe 1821 in drei Mappen geordnet. Über deren Inhalt vgl. Schr. d. G. — Ges. 25, 29—34). Hierzu gehört auch Goethes Aufsatz „Tischbeins Zeichnungen des Ammazzements der Schweine in Rom" (48, 169/71. Vgl. Br. an Friedr. v. Stein v. 4. 1. 87). Ein Auswahl der in der „Italienischen Reise" erwähnten Bilder bringt die vom Goethe-Nationalmuseum veranstaltete Monumentalausgabe der „Italienischen Reise" (1925).

Mitte Februar 1787 begann Goethe, unter Tischbeins Anleitung zu zeichnen, und wenn auch „die wenigen Linien", die er aufs Papier zog, „oft übereilt, selten richtig" waren, so erleichterten sie dennoch „jede Vorstellung von sinnlichen Dingen" (30, 273, 21/26).

Daß Tischbein auch ein feines Verständnis für Dichtung besaß, bezeugt Goethe in seinem Briefe an Frau v. Stein vom 14. 10. 86 über den Eindruck seiner Vorlesung der „Iphigenie" auf den Freund: „Es sind keine Worte, wie fein und tief er den Menschen unter dieser Heldenmaske empfunden".

Ueber die näheren Einzelheiten des äußeren Verkehrs während der italienischen Zeit geben die „Italienische Reise", das Tagebuch für Frau v. Stein und die Briefe Auskunft. Darstellungen bieten neben Landsberger und v. Oettingen: Jos. Vogel, Aus Goethes römischen Tagen. Lpz. 1905; Friedr. Noack, Deutsches Leben in Rom. Stuttg. 1907 und Friedr. v. Alten, Aus Tischbeins Leben und Briefen. Lpz. 1872.

Den künstlerischen Höhepunkt erreichte dieses Zusammenleben Goethes und Tischbeins in dem bekannten, lebensgroßen Bildnis des Dichters im Städelschen Institut zu Frankfurt a. M. „wie er auf dem Ruinen sitzet und über das Schicksal menschlicher Werke nachdenket" (Br. Tischbeins an Lavater v. 9. 12. 86. Schr. d. G.-Ges. 16, 364). Ueber die künstlerische Konzeption bemerkt Goethe in der „Italienischen Reise" unter dem 29. 12. 86: „Ich soll in Lebensgröße, als Reisender, in einen weißen Mantel gehüllt, in freier Luft auf einem umgestürzten Obelisken sitzend, vorgestellt werden, die tief im Hintergrunde liegenden Ruinen der Campagna di Roma überschauend" (30, 241/42).

Als Vorstudien zu dem Gemälde sind zu betrachten: eine Aquarellskizze des Kopfes, vielleicht die Zeichnung des Kopfes, die Tischbein Lavater verspricht (Br. v. 9. 12. 86. Nur in Photographie erhalten; Abbild. Zarncke, Taf. 2, Nr. 5); eine skizzenhafte Tuschzeichnung, die Goethe an sich nahm (Schr. d. G.-Ges. 25, Bl. 7), und der genauere Entwurf vom Ende 1786, auf den sich die angeführte Stelle der „Italienischen Reise" bezieht. Mitte Februar 1787 wuchs das große Porträt „schon aus der Leinwand heraus" (30, 275, 5). An einem Tonmodell war nach damaliger Sitte ein Stück Tuch als Mantel drapiert worden, wie es noch 1797 Goethe in seinem Aufsatz „Vorteile, die ein junger Maler haben könnte, der sich zuerst bei einem Bildhauer in die Lehre gäbe" (47, 247/48) empfiehlt: „Er lernt sowohl den Gliedermann drapieren und die rechten Falten aussuchen, als auch sich selbst die feststehenden Figuren von Ton modellieren, um seine Gewänder darüber zu legen und sein Bild danach auszuführen." Nach Unterbrechung infolge der Reise nach Neapel griff Tischbein wieder Ende Juni 1787 zum Pinsel, sodaß das Gemälde bald glücklich geriet (32, 8, 7/9) und in Neapel fertig wurde.

Schon in dem Briefe an Frau v. Stein vom 29. 12. 1786 hatte Goethe darauf hingewiesen, daß das Bild „zu groß für unsere nordischen Wohnungen" würde, und in der „Italienischen Reise" (30, 242) fügte er dieser Stelle den Satz hinzu: „Ich werde wohl wieder dort unterkriechen,

das Porträt aber wird keinen Platz finden." Diese Prophezeiung schien zunächst in Erfüllung zu gehen. Denn vorläufig, allerdings bereits im Mai 1832, kam nur eine Kopie aus einer früheren Entwicklungsstufe nach Weimar. Diethelm Lavater, der Neffe des Physiognomen, hatte die Kopie (heute im Goethe-Nationalmuseum. Abbild. im Jahrb. d. G.-Ges. 12 [1926]) aus dem Erbe Philipp Christoph Kaysers erhalten, dem Goethe das Bild 1787 in Rom geschenkt hatte. Er hielt das Bild für eine Arbeit Goethes, während Meyer als Urheber des „kollektiven Werkes" Tischbein, Schütz und Bury nannte, dagegen Schuchardt die Urheberschaft von Bury, Meyer und Schütz behauptete. Merkwürdig ist bei diesem Fragenkomplex, daß niemand von den Beteiligten auf Tischbeins Gemälde als Original riet. Meyer hatte doch das Gemälde in Italien gesehen, und die „Italienische Reise" war ja ein literarisches Zeugnis für das Bild. Über die Geschichte dieser Kopie unterrichtet Karl Muthesius in seinem Aufsatz „Die Schicksale eines Goethebildes" (Jahrb. d. G.-Ges. 12 [1926], S 229 ff).

Das Originalgemälde verkaufte Tischbein in Neapel an seinen Freund, den dänischen Generalkonsul Heigelin, mit dem er 1799 nach Livorno floh (46, 318). Ohne Zweifel ließ er das große Bild damals zurück. In den vierziger Jahren erwarb es dann der Bankier Karl Meyer von Rothschild, aus dessen Besitz es 1887 als Geschenk an das Städelsche Institut zu Frankfurt a. M. überging. So kam das Gemälde in die Sammlung, die unter Goethes Augen entstanden war und mit deren Begründer, dem Frankfurter Kaufmann Johann Friedrich Städel (1728—1816), Goethe während seines letzten Aufenthaltes in seiner Vaterstadt im August und September 1815 verkehrte (Tgb. 5,177 ff). Tischbeins Goethebildnis, dessen Schöpfung die Anwesenheit des Dichters begeisterte, ist ohne Zweifel das bekannteste und auch eines der besten Bildnisse des Dichters. [1])

Infolge seiner Bemühungen um materielle Sicherstellung, die dann im Sommer 1787 zu der Stellung eines Akademiedirektors in Neapel führten, konnte sich Tischbein nicht mehr so uneingeschränkt Goethe widmen. So begann während der Reise Goethes nach Sizilien und besonders während des zweiten römischen Aufenthaltes das enge Verhältnis sich zu lockern. Goethes Natur ertrug nicht eine Zurücksetzung materieller Vorteile willen. Als er am 23. April 1788 Rom verließ, war der Bruch vollzogen. Goethes Groll spricht in ungewohnter Schärfe aus seinem Brief an Herder vom 2. 3. 1789, der von dem einstigen gefeierten Freunde nichts Gutes übrig ließ.

Seit Tischbeins Abeise nach Neapel im Juli 1787 haben sich Dichter und Maler nie mehr gesehen. Wohl aber verfolgte Goethe weiterhin die Arbeiten des einstigen Freundes, bis schließlich wieder schwache Beziehungen eintraten.

Der Aufenthalt in Neapel hat Tischbeins Interesse für die Antike noch belebt. Inmitten dieser Welt des klassischen Altertums, die täglich neue Schätze ans Tageslicht brachte, trat zu dem künstlerischen

[1]) Eine vortreffliche künstlerische Analyse des Gemäldes bietet Landsberger a. a. O. S. 85 ff.

Interesse Tischbeins ein ausgesprochen wissenschaftliches, das seinen Niederschlag in seinem großen Vasenwerk fand. Die unmittelbare Anregung bot die umfangreiche Sammlung griechischer Vasen im Besitz seines Freundes, des Lords Hamilton. In der Überzeugung von der großen Bedeutung der Vasenbilder für die Kenntnis der antiken Kultur, besonders der griechischen Malerei, schuf Tischbein mit größter Sorgfalt sein Werk, das unter dem Titel „Collection of engravings from ancient vases . . . in the possession of Sir W. Hamilton" in vier Bänden 1791—1803 in Neapel erschien. Mit besonderem Interesse wird Goethe Aufsätze über diese Veröffentlichung im „Journal des Luxus und der Moden" von 1795 gelesen haben (40, 476/78).

Mit nicht geringerem Interesse begleitete Goethe den Werdegang des zweiten großen archäologischen Werkes Tischbeins, nämlich seines Homerwerkes. Die Darstellungen aus dem homerischen Sagenkreis auf den Vasen hatten die erste Anregung gegeben, die dann in der Sammlung aller antiken Bildwerke, die auf Homer fußten, ihre Erfüllung finden sollte. Den ersten Einblick in das Werk erhielt Goethe bei seinem Aufenthalt in Göttingen 1801, als der Philologe Christian Gottlob Heyne ihm „Köpfe homerischer Helden von Tischbein in großem Maßstab ausgeführt" zeigte (35,97. Nach Tgb. 3,20,7 waren es die Köpfe von Agamemnon und Achilles). Mit Freuden sieht Goethe einen Gedanken verwirklicht, den er bereits 1786 mit dem Freunde in Rom besprochen hatte (30, 209, 14/18): „Ich kannte die Hand des alten Freundes wieder und freute mich seiner fortgesetzten Bemühungen, durch Studium der Antike sich der Einsicht zu nähern, wie der bildende Künstler mit dem Dichter zu wetteifern habe". Besonders interessiert ihn die Kunst Tischbeins, „nicht nach dem Homer, sondern wie Homer mythologisch-epische Gegenstände bildkünstlerisch zu behandeln". Goethe sah damals das 1. Heft [1]) des groß angelegten Werkes, zu dem Heyne den Text schrieb: allerdings stockte das Unternehmen bereits mit der 6. Lieferung (1804). Erst 1821 begann die Fortsetzung des Homerwerkes mit dem 7. Heft. Wie Goethe in den Annalen berichtet, empfing er während seiner Beschäftigung mit den Bau- und Bildwerken Griechenlands, die durch neue Forschungen und Veröffentlichungen (Elgins Funde; Aufsätze über den Parthenon in „Kunst und Altertum" III, 1) gefördert wurde, mit Freude das neueste Heft von Tischbeins Homerwerk, das sowohl „Trieb und Einbildungskraft am Altertum" fesselte als auch „zu manchen Vergleichen Anlaß bot" (36,170,14/17). Da das 6. Heft 1804 erschien (Landsberger a. a. O. S. 133) und das 7. 1821, das Goethe 1822 (36,219,27) erhielt und dessen Rezension von Meyer er mit diesem Ende Februar 1822 besprach (Tgb. 8, 169, 16), so kann mit dem „neuesten" Heft nur die 6. Lieferung gemeint sein. Auf die ausführliche Rezension dieses Heftes von Meyer in „Kunst und Altertum" IV, 2 folgte im nächsten Heft eine Besprechung der 8. Lieferung mit den Odysseusbildern, die z. T. von Goethe verfaßt ist (53,408, Nr. 121). [2])

[1]) Dieses 1. Heft enthielt 3 Blätter zu der Person Homers und 3 Blätter zur „Ilias„ (vgl. „Hessische Denkwürdigkeiten" 3, 488—492).

[2]) Eine Vase aus Tischbeins Homerwerk erwähnt Goethe in dem Aufsatz „Polygnots Gemälde in der Lesche zu Delphi" (48, 119, 28 und 48, 120. 17).

Tischbein selbst, der seit 1799 wieder in Deutschland weilte, knüpfte wieder mit Weimar an 1805, als er der Herzogin Amalia die Zusendung von Zeichnungen ankündigte. Im September 1805 sandte er der Herzogin einen „mäßigen Folioband aquarellierter Federzeichnungen“, die seine Kunst der zeichnerischen Improvisierung im besten Lichte zeigen. Zwei Bilder fanden Goethes besonderen Beifall: „ein Esel, der mit großem Behagen Ananas statt Disteln frißt“, ein Probe von Tischbeins großer Kunst der Tiermalerei, und ein Schornsteinfegerjunge auf einem hohen Stand mit dem Ausblick auf Hamburg. Goethe fand den Gedanken allerliebst, „daß der letzte Sohn des jammervollsten Gewerbes unter viel Tausenden der Einzige sei, der eines solchen herzerhebenden Naturanblickes genöße“ (35, 252).

Als Tischbein annehmen konnte, daß sich das Buch mit den Zeichnungen auch in Goethes Hände befinde, wandte er sich brieflich an diesen (9. 10. 1805), um ihn auf das Buch aufmerksam zu machen und ihn über seine künstlerischen Absichten zu unterrichten. Goethe antwortete erst auf ein zweites Schreiben am 24. 2. 1806 mit Anerkennung für die „schönen Blätter“. Am 8. 4. 1806 sandte dann Tischbein die Zeichnung „Die Schatzgräber“ nach Salvator Rosa mit eingehender Beschreibung in dem Begleitschreiben (35, 251. Vgl. Schr. d. G.-Ges. 25, Taf. 15) sowie die „Grotte“ nach Pierer van Laer, genannt Bamboccio, ebenfalls mit genauer Beschreibung. Goethes Dank und Anerkennung findet sich in seinem Brief vom 5. 5. 1806. Gleichzeitig folgte der Band Zeichnungen zurück, und Tischbeins Wunsch, „daß man ihm eine poetische oder prosaische Auslegung seiner sittlich-künstlerischen Träume möge zukommen lassen“ (35, 252), wurde durch Goethes vierteiliges Gedicht „An Tischbein“ (2, 159/62) erfüllt, dessen Teile Tischbein in verschiedenen Handschriften zugesandt wurden (1. Göchhausen, 2. Goethe, 3. Anna Amalia, 4. Meyer), sodaß er die Verfasserschaft Goethes für das Ganze nicht merkte.

In den Annalen von 1806 (a. a. O.) weist Goethe noch auf eine andere Zeichnung hin, die wie „die Schatzgräber“ sich heute noch in seiner Sammlung befindet, nämlich eine „greuliche Kriegsszene“ nach Wouvermann: „ein Bild, welches im Schränkchen müßte aufbewahrt werden“. Tischbein hat dieses Bild am 24. 5. 06 nach dem Empfang der Gedichte gesandt und wieder seine künstlerischen Theorien vorgebracht, die aber keineswegs Goethes Zustimmung fanden (35, 251). Auf diese Sendung schwieg Goethe. Tischbein aber sandte am 10. 9. 06 wieder Zeichnungen an die Herzoginmutter.

Die Kriegswirren und Tischbeins Übersiedlung nach Eutin ließen seinen brieflichen Verkehr mit Goethe ruhen. In Verfolgung seines alten Lieblingsgedankens dichterischer und künstlerischer Zusammenarbeit knüpfte Tischbein am 10. 2. 1817 aufs neue mit Goethe an, indem er ihm ein in Leder gebundenes Album in Folioformat zusandte mit der Aufschrift „Genius“, dessen Inhalt aus zehn Aquarellen mit Begleitversen bestand (Schr. d. G.-Ges. 25, Taf. 19—23; die Verse S. 38 bis 40). Allerdings sind die Verse, die Rennenkamp 1822 zu Goethe

brachte, mäßig. [1]) Goethe bestätigte nur kurz die Ankunft der Sendung (28. 2. 17) und sandte die Verse mit, die unter die „Zahmen Xenien I" aufgenommen wurden (3, 233, V. 74/75 u. 3, 234, V. 85/88. Vgl. 3, 437).

Als Tischbein vier Jahre lang keine Antwort erhalten hatte, wandte er sich am 1. 3. 1821 an Goethe und fügte seinem Schreiben eine Zeichnung nach einem Vasenbild bei; dazu versprach er, Radierungen nach Idyllen zu schicken (Tgb. 8, 27). Jetzt erst antwortete Goethe (2. 4. 21) und bat mit Dank für den „Genius" um weitere Sendungen. Neben dem umfangreichen Gespräch „Menalkas und Amyntas" (Versuch, eine Landschaft zu beschreiben . . . so wie sie ein Maler macht". Schr. d. G.-Ges. 25, 21) folgten siebzehn Zeichnungen seiner Idyllen („das grüne Buch" Tgb. 8, 82). Der erste Plan einer Idyllendarstellung, in der sich Malerei und Poesie zusammenfinden sollten („daß Dichter und Künstler zusammen arbeiten sollten, um gleich vom Ursprung heraus eine Einheit zu bilden" 30, 220) war bei Tischbein bereits im Spätherbst 1786 zu Rom entstanden (30, 209, 14/18). („Der Gedanke ist schön", meinte Goethe, „nur müßte man freilich mehrere Jahre zusammen sein, um ein solches Werk auszuführen". In Neapel hatten beide schon ein Titelkupfer entworfen (Schr. d. G.-Ges. 25, Taf. 24 u. S. 40). Erst die Sendung von 1817 trat diesem Gedanken näher, ohne daß Goethe sich beteiligte.

In der zweiten Julihälfte 1821 dichtete Goethe zu den Idyllen „leicht" (36, 187, 6) die 21 Gedichte „Wilhelm Tischbeins Idyllen" (3,122—128). Das Widmungsgedicht gehört zu einer Zeichnung, die wahrscheinlich Coudray entworfen hat (Br. v. 21. 7. 1821). In „Kunst und Altertum" III, 3 (1822) wurden diese Gedichte mit einer eingehenden Prosabeschreibung der Idyllen veröffentlicht. Außer den Versen von 1806 und 1817 hat Goethe an Tischbein als Beischriften zu Zeichnungen Verse gesandt, die im „Divan" aufgenommen wurden (6, 119, 1 zu T.' „Patientia"; 6, 121, 1 und 119, 2 zu einer Zeichnung T.' in der Mappe „Überbleibsel der Sybillinischen Bücher", in beiden Fällen mit Goethes Unterschrift).

Als nächste Sendung Tischbeins folgten am 28. 8. 1821 u. a. Zeichnungen aus der Tier- und Pflanzenwelt mit wirklichen und erfundenen Merkwürdigkeiten (a. a. O. Taf. 16—18). Unterdessen beschäftigte sich Goethe mit den Dichtungen zu den Idyllen, die für „Kunst und Altertum" vorbereitet wurden. Am 20. 12. 1821 sandte er dann Tischbein die Aushängebogen zu (Tgb. 8, 148).

Nun werden die Beziehungen immer dürftiger. „Aus alter, guter Neigung" übersandte Tischbein Anfang Januar 1822 (Tgb. 8, 156. Annalen 36, 211) eine Gemme sowie das erwähnte Bild zum „Götz" (vgl. oben S. 4). Aber Goethe vergaß wieder die Antwort. Ihm war das aufdringliche Wesen Tischbeins, der ihn mit seinen Wünschen quälte, zuwider geworden: „Tut man ihm etwas zuliebe, so soll man

---

[1]) Text zu Nr. 22 „Junge Blüten am alten Ast" geht ohne Zweifel auf Anakreons Gedicht „εἰς ἑαυτόν" zurück. (Eclogae poet. Graec. ed. Stadtmüller. Lpz. Teubner. 1883. S. 182) Anakreon ist ja auch in dem 2. Bilde dargestellt (Br. Tischbeins vom 26. 12. 1807).

gleich den ganzen Komplex seiner Eigenheiten gelten lassen" (an Meyer v. 9. 8. 22). Auf Goethes Wunsch schrieb Meyer an Tischbein eine „freundlich — dilatorische" Antwort, worauf dieser fortan schwieg. Wohl nahm Goethe noch öfters Tischbeinsche Zeichnungen zur Hand (Tgb. 9, 13; 10, 133, 167). In ihm schwand die Anteilnahme für den langjährigen Freund, und so trug er auch kein Bedenken, sein Urteil über den Kameraden in Italien, so wie er es 1787 niedergeschrieben hatte, in dem Druck des „Zweiten Römischen Aufenthaltes" (1829) stehen zu lassen: „Es ist ein wirklich guter Mensch, aber er ist nicht so rein, so natürlich, so offen wie seine Briefe. Seinen Charakter kann ich nur mündlich schildern, um ihm nicht unrecht zu tun" (32, 102/3). Doch entspricht dieses ungünstige Urteil keineswegs der wirklichen Bedeutung Tischbeins für Goethe.

3. Friedrich Bury.
(Geb. zu Hanau 1763, gest. zu Aachen 1823).

Als Goethe am 10. Oktober 1786 zu Rom in Tischbeins Wohnung einzog, wurde u. a. auch der junge Maler Friedrich Bury aus Hanau sein Hausgenosse.

Nach den Anfangsstudien im Zeichnen auf der Hanauer Zeichenakademie nahm Bury Malunterricht bei Heinr. Anton Wilhelm Tischbein in Hanau (vgl. S. 3) und dann auf der Akademie zu Düsseldorf. 1782 zog er mit seinem Freunde Johann Heinrich Lips nach Italien; 1784—1786 weilte er in Rom als Hausgenosse Tischbeins und später Goethes. Infolge seines offenen heiteren Wesens gewann Goethe den „zweiten Fritz" lieb (32, 158). Im Kreise der deutschen Künstler in Rom hieß er wegen seines sanften Wesens „Pastorello" (32, 451, 3). Bury gehörte zu den deutschen Künstlern, die täglich auf Goethes Zimmer kamen und „deren Rat und Anmerkung" er benutzte (32, 294); denen Goethe die „Iphigenie" vorlas (30, 258) und unter deren Anleitung er zeichnete (32, 156). Es ist begreiflich, daß der erst vierundzwanzigjährige Bury dem Dichter seine „Sinnes- und Lebensänderung" verdankte (32, 161). Goethe wußte wohl, wie sehr auch Bury an ihm hing, und er schied wehmütig von ihm. Er wußt, daß die Freunde nie wieder finden würden, was sie an ihm gehabt hatten (32, 295).

Nach Goethes Abreise bezog Bury dessen Quartier (32, 323). Goethes erstes Schreiben aus Florenz löste in Bury bewegte Klagen über den Trennungsschmerz aus (Br. an G. v. 10. 5. 88. Schr. d. G.-Ges. 5, 11). Damals schon begann Bury, für Goethe Gemälde zu kaufen und Kopien anzufertigen (über die Aquarellkopien B.' im Goethehaus und dem Museum zu Weimar vgl. a. a. O. S. 223 u. 230 zu Br. Nr. 7 u. 24).

In das Frühjahr 1788 fällt die Erwerbung des angeblichen Porträts des Herzogs Friedrich II. von Urbino von dem römischen Maler Baroccio (1528—1612). Die Vorgänge bei dem Kauf des Gemäldes schildert mit überschwänglichem Lob des Bildes Burys Brief an Goethe vom 1. Juni 1788 (a. a. O. S. 23. Dort auch Abbild.). Goethe suchte

Karl August für das Gemälde zu interessieren (Ende Juni 1788); ebenfalls dachte er an Ernst II. von Gotha as Käufer (an Meyer, 19. 9. 88). Schließlich kam das Bild in Goethes Haus und hängt heute wie zu Goethes Zeit in dem nach ihm benannten Urbino-Zimmer. Allerdings rechtfertigt das Gemälde nicht das überschwängliche Lob des im guten Glauben handelnden Bury. Es ist nicht von Baroccio, noch überhaupt von einem bedeutenderen Meister, und die dargestellte Person ist nicht festzustellen. Einen Herzog Friedrich II. von Urbino kennt die Geschichte nicht. Das im gleichen Briefe ebenso begeistert gerühmte Gemälde von Annibale Caracci (1560—1609) ist wahrscheinlich eine Kopie nach dessen Pieta in Parma; das Bild kam etwa 1790 nach Weimar (heute im Museum).

Als dann im Oktober 1788 Anna Amalia in Rom eintraf, gehörte Bury bald zur engeren Umgebung. Goethe vergaß nicht, seinen jungen Freund, dessen „passionierte Existenz mit zur Staffage jener glücklichen Gegend" gehörte, zu empfehlen (a. a. O. Nr. 38). Mehrfach wiederholt Goethe seine Empfehlung für „das gute Kind" (Br. 9, 83, 6, 9, 107, 3). Hatte er schon Ende Oktober 1788 gebeten: „Tun Ew. Durchlaucht auch um meinetwillen wohl an ihm, er hat viel an mir verloren" — ein deutlicher Beweis für Goethes väterliche Fürsorge —, so schreibt er etwa ein Jahr später (14. 12. 89): „Ich brauche Ihnen die gute Seele nicht weiter zu empfehlen, er verdient Ihre Gnade und Unterstützung."

1790 traf Goethe seinen Schützling in Venedig wieder. Bei der bevorstehenden Rückkehr der Herzogin reiste Goethe ihr bis Venedig entgegen, wo er am 31. März 1790 eintraf. Die Wartezeit benutzte er zum Studium der venetianischen Kunst. Am 6. Mai kam Anna Amalia in Begleitung Meyers und Burys an. Mit Bury studierte dann Goethe weiter die Gemälde, und beim Wiederanknüpfen aller „alten Überzeugungen und Gesinnungen" findet er „Bekräftigung und Bestätigung in manchem" (53, 386, 30—387, 2. Vgl. 32, 14, 15/22 u. 49 I, 31, 8/18). Damals begann Goethes Interesse für die Werke des Quattrocento, das er noch Jahrzehnte später durch seinen Aufsatz „Julius Cäsars Triumphzug", gemalt von Mantegna („Kunst und Altertum" IV, 1. u. 2. Heft) bekundete. Am 28. Mai weilte die Gesellschaft in Mantua, wo Goethe mit Bury das Museum besah. Hier trennte man sich, und es scheint auffällig, daß von dem Plane der Herzogin, Bury nach Weimar zu berufen (a. a. O. S. 112), keine Rede mehr war. Auch später, bei seiner Anwesenheit in Weimar 1799/1800 versuchte Bury vergeblich, in Weimar eine feste Stellung zu finden, und auch Goethe unterstützte seinen früheren Schützling nicht (Tgb. 2, 300).

In Mantua fertigte Bury Kopien nach den Fresken des Raffaelschülers Giulio Romano (1492—1546) an, die sich heute im Museum zu Weimar befinden. In Florenz entstand die farbige Zeichnung nach dem Christus des Fra Bartholomeo (1475—1517), heute im Goethehaus zu Weimar.

1797 sandte Bury im Auftrage des Malers Müller einen Aufsatz über die Ausstellung von Arbeiten des Malers Carstens mit abfälliger Kritik, der in den „Horen" von 1797 erschien (Br. an Bury v. 28. 4. 97). Im Gegensatz hierzu hatte der Kunstschriftsteller Fernow im „Deutschen Merkur" die Zeichnungen gerühmt. Goethe stand anfangs auf Müllers Seite; später aber änderte er sein Urteil und veranlaßte 1804 den Ankauf des Nachlasses von Carstens für Weimar (heute im dort. Museum). In der Zwischenzeit von 1790 bis 1799 vermittelte Bury Ankäufe von Kunstgegenständen für Goethe und fertigte weitere Kopien an (u. a. nach Köpfen von Michelangelos Jüngstem Gericht, Vgl. Schuchardt I, 258, Nr. 266—279. S. 326, Nr. 3).

Im Spätherbst 1799 verließ Bury Rom und besuchte auf Goethes Einladung (Br. v. 21. 7. 99) Weimar (35, 293, 3). Am 1. November (Tgb. 2, 267) traf Goethe den „alten römischen Freund" bei der Herzoginmutter. Ein reger, fast täglicher Verkehr setzte ein. In freudiger Erinnerung an die gemeinsamen Tage in Rom ließen sie „die guten, leider in mehr als einem Sinne verschwundenen römischen Zeiten" wieder aufleben (an Hirt v. 4. 11. 99). Gern unterhielt sich Goethe mit Bury über dessen Bilder, und „manches über Gegenstände und Motive" wurde gesprochen. Während dieses Aufenthaltes, der bis Anfang August 1800 dauerte, schuf Bury die beiden Kreidezeichnungen von Goethe und Christiane als Gegenstücke in gleichem Format und in Lebensgröße (Abbild. bei Schulte-Strathaus, Taf. 82 und Neubert, S. 130) sowie Goethe „in Lebensgröße, auf einem antiken goldenen Sessel, hinten auf der Lehne die Victoria mit rotem Mantel, kräftig und ähnlich in Ölfarbe ausgeführt (vgl. aber Schulte-Strathaus, S. 44:" aller Wahrscheinlichkeit nach in Aquarell ausgeführt"!); wohl eines seiner besten Werke" (Strieder-Justi S. 57. Abbild. bei Schulte-Strathaus, Taf. 83 und S. 43). Während das Gemälde verschollen ist, hat sich die Kreidezeichnung als Karton dazu „um 1888 auf dem Boden des Goethehauses zu Weimar zusammengerollt gefunden" (Schulte-Strathaus, S. 44). Goethe ist in Lebensgröße „sitzend mit den Attributen der Bühne" (Karoline Herder an Knebel vom 2. 4. 1800) dargestellt. Aus der Zeichnung, auf der die Gestalt der Victoria fehlt, ergibt sich, daß das Bild als Apotheose des Dichters gedacht war.

Am 4. August 1800 verließ Bury Weimar, ohne daß es zu einer Anstellung gekommen wäre.

Während seines sich anschließenden Berliner Aufenthaltes war Bury Lehrer der beiden Prinzessinnen von Preußen, nämlich der Friederike Luise, der späteren Königin von Holland, und der Friederike Christiane Augusta, der späteren Erbprinzessin von Hessen, die er mehrfach proträtierte.

Inzwischen wurden spärliche Briefe gewechselt (Goethe: 17. 11. 1800; 28. 3. 1801. Tgb. 2, 313; 3, 11. Bury: 31. 1. 1801; vgl. Br. 15, 346 zu Nr. 4372).

Bei seinem Aufenthalt in Karlsbad im Sommer 1808 hatte Goethe sodann die „angenehme Überraschung, von einem vieljährigen Freunde und Angeeigneten, nach altem Herkommen, mich leidenschaftlich angegangen zu sehen. Es war der gute, talentvolle Bury" (36, 37/38).

Das war am 23. Juli 1808 (Tgb. 3, 363). Bury kam von Dresden, wo er sich im Gefolge der Prinzessin Augusta „zu Kunst- und Naturgenuß" aufgehalten hatte. Freudig unterhielt sich der Dichter mit dem Maler über dessen Eindrücke von Berlin und Dresden, „von seinem Leben, Ereignissen, Arbeiten, Gesinnungen, Meinungen, Überzeugungen" (Tgb. 3, 364). In diesen Tagen schrieb Goethe das Gedicht „Einer hohen Reisenden" (2, 152. Tgb. 3, 364). Bury zeichnete den „bilderreichsten Rahmen", „die Gegenden darstellend, durch welche sie gereist, die Gegenstände, denen sie die meiste Aufmerksamkeit zugewendet, die ihr den meisten Genuß gewährt hatten" (36, 38). Am 27. Juli entwarf Bury die Skizze (Tgb. 3, 364). Damals entstand auch von Burys Hand das Kreideporträt Goethes „in kleinem Format und Umriß" (36, 38. Tgb. 3, 363/64), das einen stark römischen Typus aufweist (heute im Goethehaus zu Weimar. Abbild. bei Schulte-Strathaus, Taf. 91. Über die Kopie des Weimarer Hofschauspielers Lortzing vgl. Goethe-Jahrb. 10 [1889], S. 27).

Am 2. November 1809 (Tgb. 4, 74) erhielt Goethe die Kopie einer Zeichnung Burys zur „Johanna Sebus". Die Prinzessin Karoline von Hessen hatte das Bildchen mit Burys Hilfe nachgezeichnet und an Goethe eingesandt. Eine Äußerung Goethes über diese Zeichnung „Apotheose von Johanna Sebus darstellend" enthält sein Brief an Knebel vom 4. 11. 09: „Die Komposition ist sehr gut gedacht, und wenn sie nochmals durchgearbeitet würde, so könnte sie musterhaft werden". Goethes Dankesbrief an Bury und die Prinzessin vom 15. 11. 09 mit einem Exemplar der „Wahlverwandschaften" sind nicht erhalten; ebensowenig sein Brief an Bury nach Dresden vom 21. 7. 1812. (Tgb. 4, 305).

Zu kurzem letzten Besuch weilte Bury in Gesellschaft des Malers Johann Erdmann Hummel aus Berlin am 15. und 16. September 1816 in Weimar (Tgb. 5, 270/71). Als letztes Zeichen dieser Beziehung traf am 2. Janur 1817 eine Sendung aus Berlin bei Goethe ein, die u. a. Burys Porträt der Königin von Holland enthielt (Tgb. 6, 1 u. 7). Am 25. Januar 1817 zeigt Goethe dem Absender die Ankunft der Sendung und deren Weiterbeförderung an die Kurprinzessin von Hessen nach Kassel an. Fortan hörten alle Beziehungen zwischen Goethe und Bury anf. Nach wechselndem Aufenthalt in Kassel, Brüssel, im Haag und Hanau ereilte den Künstler während eines Badeaufenthaltes in Aachen 1823 der Tod.

Im Goethehaus zu Weimar befindet sich Burys Bild „in stehender Figur, den Hut in der linken Hand und die rechte auf einen Stuhl stützend" von Lips (1788) als zweiter Versuch des enkaustischen Verfahrens (Schr. d. G.-Ges. 5. 156/7. Abbild. bei Neubert, S. 100).

4. Konrad Westermayr.

(Zu Hanau geb. 1765 und gest. 1834).

Wie Bury, stammte auch Westermayr aus einer Hanauer Goldschmiedfamilie. Schon im frühesten Alter zog der begabte Knabe die Aufmerksamkeit des Erbprinzen Wilhelm von Hessen-Kassel auf

sich, der in Hanau lebte. Nach längjährigem, unstäten Reiseleben in Deutschland und Holland bildete sich Westermayr auf der Kunstakademie zu Kassel unter Tischbein d. Ä., Böttner und Nahl d. J. weiter aus. In Anerkennung seiner vortrefflichen Leistungen verlieh ihm sein alter Gönner, der nunmehrige Landgraf Wilhelm IX., ein Stipendium mit dem Auftrag, nach noch einem Jahr Studium in Kassel „bei dem trefflichen und geschickten Maler und Kupferstecher Heinrich Lips aus Zürich sich der Kupferstecherkunst zu widmen. Herr Professor Lips war damals in Weimar Lehrer bei der dortigen Akademie" (Selbstbiographie bei Strieder-Justi, S. 736). Nach den Akten der Kasseler Kunstakademie jedoch heißt es, „daß der Miniaturmaler Westermayr nach voraus-gegangener Übungszeit in Kassel sich in London und Paris in seinem Metier perfektionieren soll" (Knackfuß, a. a. O. S. 84). Doch trat Westermayr nach Ostern 1790 seine Reise nach Weimar an. Seine Empfehlungsschreiben an Goethe, Wieland, Lips, Kraus und Bertuch sicherten ihm eine freundliche Aufnahme und bald auch Zutritt zu der Weimarer Gesellschaft. Nach erfolgreichem Unterricht bei Lips im Kupferstich und Ätzen fertigte Westermayr seiner ersten Kupferstich an nach Tischbeins „Götz von Berlichingen und Weislingen" (vgl. S. 4). Goethe hatte ihm das Bild überlassen, um es in Gouache zu kopieren und in Kupfer zu stechen. Die Ausführung fand den Beifall Goethes, der die Arbeit öfters kontrollierte. Da sich in Weimar kein guter Kupferdrucker befand, wurde die Platte nach Kassel gesandt, und so wurde der erste Druck dort hergestellt. Böttner, der seit 1789 als Nachfolger Tischbeins Direktor der Akademie war, und Nahl d. J. lobten die Arbeit, und der Landgraf versprach Westermayr daraufhin die nächste frei werdende Professur in Hanau (einen kolorierten Stich dieses Bildes besitzt das Goethe-Museum zu Frankfurt).

Dieser Weimarer Aufenthalt wurde zwischen 1795 und 1800 durch Reisen nach Leipzig, Dresden, Italien und Dessau (chalkographische Gesellschaft) unterbrochen. Überall suchte Westmayr sich in seiner Kunst zu vervollkommen.

1800 vermählte sich Westmayr mit der Malerin uud Kunststickerin Christiane Henriette Dorothea Stötzer, der Tochter des Stadtsyndikus Stötzer zu Weimar. In gemeinsamer Arbeit im Dienste der Kunst brachte das Paar die Jahre bis 1806 zu. Die Besetzung Weimars durch die Franzosen nach der Schlacht bei Jena und Auerstädt brachte Westermayr den größten Schaden. Alle seine Sammlungen und Möbel, sogar seine Kupferplatten wurden geraubt; nur das nackte Leben blieb ihm. In dieser Not erreichte ihn die Berufung nach Hanau als Professor an der Zeichenakademie. Die Anstellungsurkunde wurde in Kassel vom Kurfürsten Wilhelm I. am 7. Oktober 1806 unterzeichnet. In angestrengter Arbeit verhalf Westermayr der Anstalt zur Blüte. 1812 ernannte ihn der Herzog von Sachsen-Weimar zum Weimarischen Hofrat.

Als Goethe sich Ende 1814 in Hanau aufhielt, besuchte er am 23. Oktober „Mad. Westermayr" (Tgb. 5, 135), deren Gatte damals in Weimar weilte. Kurz danach, am 31. Oktober,

erhielt Goethe seinen Besuch in Weimar (Tgb. 5, 136). Zu dem Bericht Leonhards über Hanau in „Kunst und Altertum am Rhein und Main" (34 I, 139 ff) hatte Westermayr zwei Verzeichnisse von Gemäldesammlungen hinzugefügt. In dankender Anerkennung der Förderung durch Goethe übersandte Westermayr diesem am 29. April 1816 das Diplom mit der Ernennung zum Ehrenmitgliede der Zeichenakademie (Tgb. 5, 226 und 388). Am 6. Mai 1816 war Frau Westermayr mit Riemers Goethes Tischgast (Tgb. 5, 228), und nur noch einmal hören wir von einem Zusammentreffen Goethes mit Westermayr, als der Künstler am 26. Juli 1819 den Dichter in Weimar besuchte (Tgb. 7, 74).

Nach der Übersicht von Westermayrs Werken bei Strieder-Justi, S. 752 f. gehören folgende in den Zusammenhang seiner Beziehungen zu Goethe:

I. Gemälde.

1. „Der Traum Clärchens, Erscheinung bei Egmont im Gefängnisse, groß, nach Goethe komponiert."
2. „Götz von Berlichingen, nach Wilhelm Tischbein in Gouache gemalt."
3. „Zeichnung der Aufgabe der Weimarischen Kunstfreunde im Jahre 1803. Die Menschheit durch Wasser bedrängt oder Sündflut, groß, Tusche und Vordergrund Sepia, komponiert." (Es handelt sich um die Preisaufgabe von 1804 [48, 69 f]).
4. „Ebenfalls der Weimarer Kunstfreunde Aufgabe. Ulysses in der Höhle des Polyphem, leicht koloriert, Komposition." (Preisaufgabe von 1803 [48, 58 f]).

II. Kupferstiche.

5. „Götz von Berlichingen, punktiert, gewidmet dem Landgrafen Wilhelm IX. von Hessen, groß, nach Wilhelm Tischbein."
6. „Das Diplom der Wetterauer Gesellschaft, groß Folio, Linien-Manier."
7. „Das Diplom der Hanauer Zeichenakademie, gezeichnet und gestochen, Groß-Quart, Linien-Manier."

5. Bewerber der Weimarer Kunstausstellungen.

1799 begründete Goethe im Verein mit Heinrich Meyer die Gesellschaft der „Weimarischen Kunstfreunde" (W. K. F.), die durch Preisausschreiben und Kunstausstellungen zur Förderung der Kunst in Deutschland beitragen wollte. Entsprechend der künstlerischen Einstellung Goethes waren die Grundsätze der Gesellschaft rein klassizistisch. So waren die Preisaufgaben nur dem Gebiet der antiken Sagen entnommen. In dieser Selbstbeschränkung lag der Keim zum frühen Ende des Unternehmens. Bereits 1805 fand die letzte Ausstellung statt; für 1806 wurde keine neue Aufgabe gestellt (48, 79).

Die eingereichten Werke wurden von Meyer in den „Propyläen" und in der „Jenaer Literatur-Zeitung" besprochen.

Unter den Bewerbern und Preisträgern dieser Ausstellungen befanden sich auch Kasseler Künstler.

a) Johann August Nahl der Jüngere.
(Geb. zu Zollikofen bei Bern 1752, gest. zu Kassel 1825).

Näher als der Bildhauer Nahl stand Goethe dessen gleichnamiger Sohn, der Maler.

Nachdem Nahl bereits im elften Jahre den Unterricht Johann Heinrich Tischbeins d. Ä. in Kassel genossen hatte, unternahm er Ausbildungsreisen nach Straßburg, Bern, Paris und Italien; 1781 kehrte er nach Kassel zurück. 1783 zog es ihn wieder nach Rom, wo er mit längeren Unterbrechungen bis 1793 weilte. Von dieser Zeit ab lebte er in Kassel.

Für Nahls künstlerische, im antiken Geiste gehaltene Auffassung, die seinem Schaffen den Beifall Goethes brachte, war der lange Aufenthalt in Italien außerordentlich fruchtbar. Hier sah er ein, „wie nötig das Studium der Antiken für einen Künstler sei" (Strieder-Justi, S. 467). Daher beschäftigte er sich jahrelang nur mit dem Kopieren antiker Kunstwerke und bildete sich so „in der römisch-antiken Schule zu schöner Form und reinlichster Ausführung", die Goethe an ihm rühmend hervorhebt (35,115). Trotzdem Nahl gleichzeitig mit Goethe in Rom weilte und ohne Zweifel zu dem Kreis der deutschen Künstler gehörte, erwähnt Goethe den Künstler weder in seinen Briefen, noch in dem Tagebuch, noch in der „Italienischen Reise". Nur ein kurzer Hinweis zeugt für die Bekanntschaft. Unter den „Unnamen" in den Paralipomena zu der „Italienischen Reise" findet sich für Nahl die italienische Bezeichnung „Lampeggio" (= Blitz, Wetterleuchten) „vom Kopf zucken" (32, 451, 2; vgl. auch Annalen 1801 [35, 112]). [1])

In erneute Beziehung zu Goethe trat Nahl anläßlich der Weimarischen Kunstausstellungen.

Die Preisaufgabe für 1800 lautete: „Der Tod des Rhesus" und „Hektors Abschied von Andromache". Nahl wählte das zweite Thema und löste die Aufgabe mit solchem Geschick, daß sein Bild (heute im Museum zu Weimar) von Goethe als das „beste Werk der

---

[1]) Auf Grund einer Veröffentlichung von mir in der „Kasseler Post" vom 28. 2. 1926 glaubte A. v. Gilsa in einem Porträt aus dem Nachlasse Nahls ein noch unbekanntes Bildnis Goethes von Nahls Hand zu erkennen. Trotzdem diese Ansicht von maßgebenden Stellen in Kassel unterstützt wurde (was auch durch die Ausstellung dieses Gemäldes auf der Jubiläumsausstellung der Akademie zu Kassel 1927 — allerdings mit der Bezeichnung „Goethe?" — zum Ausdruck kam), so weist das Bild doch so wesentliche Abweichungen von allen bekannten Goethebildnissen auf, daß es unmöglich als ein Porträt Goethes angesehen werden kann. Diese Ansicht vertritt auch die Leitung des Goethe-Nationalmuseums zu Weimar. Da die dargestellte Person im besten Mannesalter steht, könnte die Entstehung des Bildes — seine Echtheit vorausgesetzt! — nur in die Zeit von 1786 bis 1788 fallen, da Nahl dann erst 1801 Goethe wiedergesehen hat.

ganzen Sammlung" bezeichnet wurde (48, 15. Abbild. im Anhang zu 48, Nr. 2. Man vgl. hierzu Goethes Äußerung (48, 16, 18) über eine verkleinerte Nachbildung, die Nahls Werk nur unvollkommen wiedergeben könne, nicht „im einzelnen, wodurch sie sich in Form, Charakter, Reinheit und Geschmack der Ausführung auszeichnet"). Nahl hatte sich eine besondere Technik von Zeichnungen in Sepia geschaffen, in der Komposition, Form, edle Behandlung des Ausdrucks sowie die Verteilung von Licht und Schatten vortrefflich zum Ausdruck kommen konnten. Um einen möglichst plastischen Ausdruck zu erzielen, pflegte auch Nahl seine Figuren vorher zu modellieren (Strieder-Justi, S. 470). Über die Sujetwahl des Künstlers bemerkt Goethe (48, 227): „Moment des letzten Zusammenseins. Diesen wählte Herr Nahl. Motive: Sentimentale — Der Vater liebevoll und andächtig — Die Amme leidenschaftlich andächtig. Naive Motive: Rein naiv — Das Kind in der Höhe halb ängstlich, halb schmeichelnd; naiv heroisch: Die Frau auf ihren Mann gelehnt — Die wartenden Krieger; naiv symbolisch, von dem zwar die vorhergehenden auch participieren: Die schnaubenden Pferde, die Ungeduld des Zustandes andeutend".

Unter neunzehn Darstellungen des Themas erhielt Nahl zwei Drittel des Preises in Höhe von zwanzig Dukaten (48, 15).

Von rühmenden Anerkennungen möge nur auf Meyers Besprechung in den Propyläen (III, 2, 139—141 und 161/62) hingewiesen werden und auf Schillers begeistertes Urteil in seinem Schreiben an Goethe vom 29. September 1800 („An den Herausgeber der Propyläen"): „Wenn man aber alle der Reihe nach durchlaufen hat, so wird man zuletzt mit erhöhter Zufriedenheit zu Nr. 26, der braunen Zeichnung, wie das Publikum sie nannte, ehe man den Namen des Künstlers, Herrn Nahl, erfuhr, zurückkehren, welche auch den Blick zuerst angezogen hat." Nach der nun folgenden ästhetischen Analyse des Bildes heißt es dann: „Aber der edle Stil, die Einheit, die leichte Hand, die Reinlichkeit und Anmut in der Behandlung kann nur empfunden, nicht durch Worte ausgedrückt werden. Man fühlt sich tätig, klar und entschieden, die schönste Wirkung, die die plastische Kunst bezweckt. Das Auge wird gereizt und erquickt, die Phantasie belebt, der Geist aufgeregt, das Herz erwärmt und entzündet, der Verstand beschäftigt und befriedigt." In seinem Brief vom 1. Oktober 1800 bedauert Schiller, „daß gerade das, was mich ganz am Anfang dazu bestimmte, die Ergießung meiner Empfindung über Nahls Zeichnung, nicht die Hauptsache darin geworden ist."

Goethe spricht seine Anerkennung in seinem Briefe an Nahl vom 24. September 1800 aus (Tgb. 2, 306). Unter Beifügung der Abschrift eines Artikels über die Preisverteilung (Br. 18, 82 und 48, 224 5) und des Preises („Inliegend zwanzig Dukaten") dankte Goethe „für das schöne, vollendete Werk", das die „sowohl der Anzahl als dem Werte nach schätzbare Ausstellung" krönte und den Preisrichtern Gelegenheit bot, „einem so würdigen Künstler öffentlich unsere Achtung zu bezeigen." Überzeugt von der Schönheit der Nahlschen Zeichnung und der daraus ersichtlichen Begabung des Künstlers, machte Goethe

den Berliner Buchhändler Lagarde, der eine Prachtausgabe Homers in dem von Fr. A. Wolff hergestellten Texte plante (Br. 14, 260 zu Nr. 4043 und 4044), auf Nahls „Hectors Abschied" aufmerksam. Wenn auch das vorliegende Bild wegen des Formates nicht in den Plan des Werkes passe, so empfehle er jedoch, „daß Sie künftig diesen geschickten Mann veranlassen, dieses Sujet auch zu Ihrem Zweck zu behandeln" (Br. vom 27. 9. 1800).

Auf Grund dieser hervorragenden Arbeit zählt auch Nahl zu den Künstlern, die sich „in dem, was wir das Wissenschaftliche der Kunst nennen wollen, so brav und unterrichtet gezeigt" haben, „daß sie mit den besseren Künstlern der Nationen, welche jetzt sich des größten Ruhmes anmaßen, wohl zu vergleichen sind" (48, 17, 10 f.)

In seinem Brief vom 24. September 1800 sandte Goethe auch die Preisaufgabe für 1801 mit. Sie lautete (48, 19): „Achill auf Skyros". Die nähere Charakterisierung gab an: „Achill ist auf Skyros unter den Töchtern Lykomeds verborgen. Ulyß und Diomed werden abgeschickt, um ihn zu entdecken; unter allerlei Putzwerk bringen sie auch Waffen mit, Achill erfreut sich daran, indessen die Frauen nach den gefälligen Waren greifen; es entsteht ein kriegerisch Getöse, er rüstet sich zum Kampf und ist entdeckt." Nahl erhielt für seine „Entdeckung Achills unter den Töchtern Lykomeds" (Abbild. 48, Anhang, Taf. 3) die Hälfte des ausgesetzten Preises (48, 28 und Br. vom 2. Nov. 01). Eine Charakterisierung der preisgekrönten Zeichnung gab Goethe in seiner Übersicht in der „Allgemeinen Literatur-Zeitung" 1802 (48, 37). Das Bild wurde außerdem „honoriert und zur Verzierung der Schloßzimmer aufbewahrt" (35, 116, 3). Denn nach der Absicht Karl Augusts (35, 116, 9 ff) sollten die Zimmer des neuen Schlosses „auch den Talenten gleichzeitiger Künstler zum Denkmal gewidmet sein". . . . „Und so wechselten auch in den übrigen Zimmern Bilder von Hoffmann aus Köln und Nahl aus Kassel." Goethes Brief an Nahl vom 12. Oktober 1801 unterrichtet über ehrenvolle Aufträge für den Weimarer Hof, die sich auf Nahls hervorragende Erfolge auf den Kunstausstellungen gründeten. An geschichtlichen Kompositionen „aus der griechischen Fabel, nicht später als der trojanische Krieg" sollten die vier Grundtugenden Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Klugheit und Stärke dargestellt werden, die Figuren in grauer Farbe auf Goldgrund.

Außer dem preisgekrönten Bild hatte Nahl noch andere Zeichnungen eingesandt, darunter „einen jungen Teiresias, der über den Anblick der badenden Minerva erblindet" (48, 50). Goethe hebt rühmend hervor, daß dies Bild das eigene Streben des Malers besonders kennzeichne, da das Motiv noch von niemandem behandelt wurde. Besonderes Lob verdiene dies Werk, weil es „das letzte Ziel der Kunst . . ., die Verherrlichung der Schönheit, in anschaulicher Weise darzustellen unternimmt".

Als dann Goethe im Sommer des gleichen Jahres in Kassel weilte, versäumte er nicht, den geschätzten Maler aufzusuchen. Seit dem gemeinsamen Aufenthalt in Italien hatte Goethe den Künstler

nicht mehr gesehen, und so dachten beide in freudiger Erinnerung an den „früheren römischen Aufenthalt" (35, 112).

1804 wandte sich Goethe an Nahl mit der Bitte um Mitwirkung für ein Werk, das „zu Ehren eines fürtrefflichen deutschen Mannes beabsichtigt ist". Es handelte sich um Entwürfe zu einem Denkmal für Karl von Dalberg (Br. 17, 292 zu Nr. 4808); allerdings kam der Plan nicht zur Ausführung. Wie die Beilage zu dem Schreiben, das in gleichem Wortlaut noch anderen Künstlern zuging (Br. 17, 4871/72), ausführt, sollte auf der Rückseite einer Medaille dargestellt werden, wie Moses die Quelle mit einem Stab aus dem Felsen hervorlockt.

Die 7. (letzte) Kunstausstellung war den Taten des Herkules gewidmet (35, 265). Das Thema lautete: „Herkules, der den Fluß in den Stall des Augias hereinführt." Hierzu sandte auch Nahl eine Zeichnung ein (26, 363, 1). Den Preis aber erhielt wieder Hoffmann aus Köln (48, 79).

Mit großer Freude betrachtete Goethe noch 1820 „gute Abdrücke von Haldenwangs [1]) Aquatinta nach sorgfältigen Nahlischen Zeichnungen der vier Kasseler Claude Lorrains" (36, 167). Bis in die letzten Jahre bleibt bei Goethe das Interesse für Nahl bestehen. Am 30. Juni 1824 kommt in Gesellschaft von Müllers, Coudrays, Riemers und Meyers das Gespräch auf Nahls Gemälde im grünen Zimmer des Großherzogs, das Goethe, obwohl Karl August es getadelt, doch für das beste halte (Biedermann 5, 95), und auch nach dem Tode Nahls erregt seine Kunst noch Interesse (Br. an Meyer vom 23. 5. 25. Tgb. 25. 9. 29).

b) Johann Erdmann Hummel.
(Geb. zu Kassel 1769, gest. zu Berlin 1852)

Nach anfänglicher Tätigkeit in Kassel verließ Hummel infolge eines Zerwürfnisses mit dem Landgrafen Wilhelm IX. die Stadt und ließ sich auf Empfehlungen seiner Schülerin, der Erbprinzessin Augusta, an den Hof 1800 in Berlin nieder.

Hummel bewarb sich erfolglos um die Preisaufgabe von 1801 „Achill auf Skyros" mit mehreren Zeichnungen. Als die Rücksendung ausblieb, wandte er sich am 20. März 1802 (Br. 16, 418 zu Nr. 4515) an Goethe. Nun erfolgte die Rücksendung, die verzögert worden war, weil Goethe gehofft hatte, daß die Bilder zur Ausschmückung des Schlosses verwandt werden könnten (Br. vom 12. 4. 1802).

Die weiteren Beziehungen sind wenig bedeutend. Am 3. November 1806 dankt Goethe dem Altertumsforscher Aloys Hirt für die Zusendung des Hummelschen Werkes „Unterhaltungen über Gegenstände der bildenden Kunst" (Br. 19, 228, 2). Den Besuch Hummels in Gesellschaft von Bury in Weimar zeichnet das Tagebuch unter dem 15. und 16. September 1816 auf (Tgb. 5, 270,71. Die Angabe bei Thieme-

[1]) Christian Haldenwang (1770—1831), Kupferstecher, wirkte an der Chalkographischen Anstalt in Dessau und später in Karlsruhe.

Becker (Bd. 18, 128), Hummel habe 1808 in Gesellschaft Burys Goethe in Weimar besucht, beruht auf einem Irrtum. Vgl. S. 14).

Unter dem 2. Januar 1817 enthält das Tagebuch (6, 1) den Eintrag „Gemälde von Hummel und Bury". Am 25. Januar ging ein „langer Kasten an die Kurprinzessin von Hessen nach Kassel (die Berliner Gemälde enthaltend)" (Tgb. 6, 7). Am gleichen Tage zeigte Goethe den Malern brieflich (Br. 27, 324) die glückliche Ankunft der Gemälde an mit der Mitteilung, daß diese nach Kassel „an ihre höchste Bestimmung" abgegangen sind. Zu der in dem Briefe angedeuteten Gelegenheit, über die Gemälde „ein Wort zu äußern", kam es nicht.

Bei dieser Sendung handelte es sich um zwei Gemälde, die der Kurprinzessin Augusta von Hessen gehörten. Das eine, von Burys Hand, war ein Porträt der Königin von Holland (vgl. S. 14), das andere, von Joh. Erdmann Hummel, war eine künstlerische Illustration zu einem Problem der Goetheschen Farbenlehre. Es trägt die Bezeichnung „Die Kapelle" (1816) und behandelt den Versuch „Mond- und Kerzenlicht zusammenzustellen" (Tgb. 6, 286/7).

Mit dieser Frage hatte sich Goethe schon 1792 beschäftigt, als er an seinem Aufsatz „Von den farbigen Schatten" arbeitete (Br. an Forster vom 25. 6. 1792). Im Sommer 1793 muß die Arbeit fertig geworden sein, denn am 19. 7. 93 verspricht Goethe sie Jacobi (Br. 10, 96) und am 18. 11. 93 bittet er diesen, den Aufsatz an die Fürstin Gallitzin zu senden (Br. 10, 127). Dieser Aufsatz (Abtl. II, Bd. 5, 99 f) kehrt im didaktischen Teil der Farbenlehre (1810), I. Abtl. „Physiologische Farben", VI. (Abtl. II, Bd. 1, 29 f) in veränderter Bearbeitung wieder. Das Experiment, das dem Gemälde zu Grunde liegt, findet sich im 6. Versuch des ersten Aufsatzes (Abtl. II, Bd. 5, 107), in der späteren Bearbeitung als Nr. 76 (Abtl. II, Bd. 1, 36). Der Text lautet in der späteren Fassung: „Einer der schönsten Fälle farbiger Schatten kann bei dem Vollmonde beobachtet werden. Der Kerzen- und Mondenschein lassen sich völlig ins Gleichgewicht bringen. Beide Schatten können gleich stark und deutlich dargestellt werden, sodaß beide Farben sich vollkommen balancieren. Man setzt die Tafel dem Scheine des Vollmondes entgegen, das Kerzenlicht ein wenig an die Seite, in gehöriger Entfernung, vor die Tafel hält man einen undurchsichtigen Körper; alsdann entsteht ein doppelter Schatten, und zwar wird derjenige, den der Mond wirft und das Kerzenlicht bescheint, gewaltig rotgelb, und umgekehrt der, den das Licht wirft und der Mond bescheint, vom schönsten Blau gesehen werden. Wo beide Schatten zusammentreffen und sich zu einem vereinigen, ist er schwarz."

Als Lehrer der Architektur, Perspektive und Optik an der Berliner Kunstakademie führte Hummel die Proportionslehre, geometrische Schattenkonstruktionen und das architektonische Zeichnen ein. Seine Experimente auf diesem Gebiete, die er in Bildern wie „Die Kapelle" ausführte, verschafften ihm den Spitznamen „Perspektive-Hummel."

Im Mai 1924 bot die Berliner National-Galerie in einer Sonderausstellung einen Überblick über das künstlerische Lebenswerk Hummels.[1])

c) Ludwig Hummel.

(Geb. zu Neapel 1770, gest. zu Kassel 1840.)

Mit seinem Lehrer Wilhelm Tischbein kam Hummel 1799 nach Kassel. Hier war er u. a. Lehrer der Kurfürstin von Hessen (der schon mehrfach erwähnten früheren Erbprinzessin Augusta). Von 1825 bis zu seinem Tode wirkte er als Direktor der Kasseler Kunstakademie. Seine bekanntesten Gemälde sind die Ahnenbilder in der Schloßkuppel zu Wilhelmshöhe. Das Bildnis des Kurfürsten Wilhelm II. (in Lebensgröße) war ursprünglich für den Thronsaal im roten Palais am Friedrichsplatz bestimmt.

Das Thema der vierten Ausstellung in Weimar 1802 lautete „Perseus und Andromeda"; die Bearbeitungen sollten „auf die Herrlichkeit der äußeren menschlichen Natur in jugendlichen Körpern beiderlei Geschlechts aufmerksam" machen (35, 139, 24 f. 48, 233, 23 f). Hummel erhielt für seine Kreidezeichnung den Preis (35, 140, 5; 48, 233, 26). Goethe charakterisiert das Kunstwerk: „Er hatte mit zartem Kunstsinn und Gefühl den Gegenstand behandelt. Andromeda stand aufrecht in der Mitte des Bildes am Felsen, ihre schon befreite linke Hand konnte durch Heranziehen einiger Falten des Mantels Bescheidenheit und Schamhaftigkeit bezeichnen; ausruhend saß Perseus auf dem Haupte des Ungeheuers zu ihrer Seite, und gegenüber löste ein heraneilender Genius soeben die Fesseln der rechten Hand. Seine bewegte Jünglingsgestalt erhöhte die Schönheit und Kraft des würdigen Paares." (35, 140, 7—15). Die Zusendung des Preises erfolgte mit dem Briefe vom 1. November 1802 (die Anschrift irrtümlich „Johann Erdmann Hummel"!) Ebenfalls 1803 („Ulyß, der den Cyklopen hinterlistig durch Wein besänftigt") und 1804 („Das Menschengeschlecht, vom Elemente des Wassers bedrängt") war Ludwig Hummel Bewerber, doch ohne Erfolg.

1805 stellte Ludwig Hummel zu Weimar einen 90 Fuß langen und 3 Fuß hohen Grisaille-Fries mit Darstellungen der Taten und Triumphe des Bacchus aus (Thieme-Becker, 18, 130). Sicherlich ist dies derselbe Fries, der nach Goethes Brief an Meyer vom 23. Mai 1825 im neuen Schloß, und zwar „im Vorzimmer nach dem Kegeltore zu" benutzt werden sollte und den Goethe Joh. Erdmann Hummel zuschreibt. Schon in den Annalen von 1801 erwähnt Goethe, daß zum Schmucke der Zimmer im neuen Schloß auch Bilder von „Hummel aus Neapel" verwandt wurden.

---

[1]) An Hummels Bild „Die Gesellschaft in einer italienischen Locanda" knüpft E. Th. A. Hoffmann seine Erzählung „Die Fermate" an (G. v. d. Maaßen in „Der grundgescheute Antiquarius" II (1923), Heft 2/3, S. 68/71).

d) Johann Martin von Rohden.

(Geb. zu Kassel 1778, gest. zu Rom 1868).

Mit Ludwig Hummel erhielt auch der Landschaftsmaler Johann Martin von Rohden einen Preis auf der Kunstausstellung von 1802: „Einer Landschaft von Rohden aus Kassel ward in diesem Fach der Preis zuerteilt" (35, 140, 16; vgl. 48, 233, 25). Eine Abbildung („Umriß") und eingehende Beschreibung des „historischen Gemäldes" enthielt die Jenaische Allgemeine Literaturzeitung von 1803 (35, 140, 17 f). Am 1. November 1802 sandte Goethe dem Künster 30 Dukaten als Hälfte des ausgesetzten Preises zu mit einem Schreiben, dessen Wortlaut mit dem an den zweiten Preisträger Hummel gerichteten übereinstimmt (Br. 18, 87).

v. Rohden weilte fast stets in Italien. 1827 wurde er als Hofmaler nach Kassel berufen, doch kehrte er schon 1831 nach Rom zurück. Seine Arbeiten behandeln als fast ausschließliches Thema die Landschaft um Rom. Charakteristisch ist für sein Schaffen die peinlichst genaue Ausführung der Einzelheiten, sodaß ihm andere römische Maler spöttisch nachsagten, er male die Blätter auch auf der abgewandten Seite (Piderit, S. 494).

Daß Goethe von Rohdens preisgekrönte Landschaft sehr schätzte, ergibt sich aus seinem Briefe an N. Meyer vom 25. 12. 1805. Dort kommt er beim Vergleich der Landschaften des Bremer Malers Albers [1]) mit denen von Rohdens „dessen schöne Landschaft, seit sie den Preis erhalten, noch bei uns hängt" zu dem Vorschlag, Albers solle „dieses vorzügliche Bild" als Muster erwerben. Denn „das Werk ist erfreulich, und Herr Albers wird auf alle Weise ein Bild vor sich sehen, mit dem er wetteifern könnte" (Br. 19, 86, 8/10).

Im Anfang des Jahres 1812 weilte von Rohden einige Zeit in Weimar. Bei seiner Rückkehr nach Kassel besorgte er für Goethe einen Brief an den Grafen von Reinhardt, den Gesandten Napoleons in Kassel („indem der geschickte Landschaftsmaler von Rohden, ein Kasseler, der sich eine Zeitlang bei uns aufgehalten, nunmehr wieder zurückgeht" (Br. vom 13. 2. 1812). Bei dieser Gelegenheit nahm von Rohden auch eine Sendung für den Professor Blumenbach in Göttingen mit (Br. vom 15. 2 12; Tgb. 4, 259). Damit haben die Beziehungen mit von Rohden ein Ende gefunden.

6. Die Künstlerfamilie Ruhl.

a) Johann Christian Ruhl.

(Zu Kassel geb. 1764 und gest. 1842).

Mit den drei Mitgliedern der Künstlerfamilie Ruhl stand Goethe in näherer Beziehung.

---

[1]) Vgl. Tischbeins Brief vom 1. 1. 1806 (Schrift. d. G.-Ges. 25, 10) und Goethes Brief vom 24. 2. 1806.

Der Bildhauer Johann Christian Ruhl, der Vater der beiden anderen Künstler, bekannt als Schöpfer des Hessendenkmals vor dem Friedberger Tor zu Frankfurt a. M., trat Goethe in Italien näher, wo er gleichzeitig mit diesem weilte und die Bekanntschaft des Dichters machte (Strieder-Justi, S. 574). Nach seiner Rückkehr trat er erst wieder in den Gesichtskreis Goethes anläßlich der Preisaufgaben. Ruhl war Preisbewerber 1799, 1800, 1801 und 1802, erhielt aber nie den Preis. An zwei Stellen der Tagebücher erwähnt Goethe einen Brief an Ruhl (Tgb. 2, 311 unter dem 28. 10. 1800 und 4, 74 vom 30. 10. 1809). Doch sind diese Schreiben nicht erhalten.

Ende 1827 übersandte der Kasseler Theatermaler Beuther eine Reihe Zeichnungen nach Weimar zum Verkauf. Wegen der hohen Preise fanden sich aber nur wenige Käufer. An Beuther ist der Briefentwurf in Br. 43, 169, Nr. 115 bestimmt. Meyer sollte das Schreiben abfassen und mit der Bitte um ein neues Verzeichnis an Stelle des verlegten die Angelegenheit ordnen. Unter diesen Zeichnungen befand sich auch Ruhls Werk „Lenore von G. A. Bürger, erfunden und gezeichnet von J. Chr. Ruhl. Kassel 1827. In zwölf Umrissen“.

Von diesen zwölf Blättern enthielt das erste als Titelblatt eine Allegorie im Sinne der Ballade. Die folgenden elf Blätter stellten die Hauptszenen aus der Ballade dar, jedesmal mit den entsprechenden Versen. Über die einzelnen Zeichnungen schreibt Justi (a. a. O. S. 576/7): „Das zweite Blatt: „Lenore fuhr ums Morgenrot empor aus schweren Träumen“ ist sehr gelungen und stellt Lenoren im ersten Erwachen vor; im Hintergrunde findet man auf der einen Seite einige schauerliche Traumszenen und auf der anderen den anbrechenden Tag angedeutet. Die Hauptfigur erinnert an schöne griechische Antiken. Das dritte Blatt: „Gottlob! rief Kind und Gattin laut“ ist reich an Figuren und gut gruppiert. Auf dem vierten Blatte: Sie frug den Zug u. s. w.“ macht Lenore die Hauptfigur im Vordergrunde, auf einer kleinen Anhöhe stehend, aus. Das fünfte Blatt: „Lisch' aus, mein Licht, auf ewig aus“ stellt Lenoren, gehalten von ihrer trauernden und geängstigten Mutter, in ihrer Verzweiflung dar. Auf dem sechsten Blatte: „Holla, holla, tu' auf, mein Kind!“ erblickt man Lenore auf ihrem Ruhelager und Wilhelmen auf seinem Rosse an der Pforte. Das siebte Blatt stellt die in den Worten: „Schön Liebchen schürzte, sprang und schwang sich auf das Roß behende“ geschilderte Szene dar. Das achte Blatt: „Sieh da! sieh da! am Hochgericht tanzt um des Rades Spindel, halb sichtbarlich bei Mondenlicht, ein luftiges Gesindel“ stellt Wilhelmen und Lenoren im sausenden Galopp auf dem schnaubenden Rosse forteilend vor; um das Rad am Hochgericht herum schweben gräßliche Teufelslarven, Knochengerippe u. s. w. und im Tale erblickt man einen Leichenzug vorüberziehen. Das neunte Blatt: „Zur rechten und zur linken Hand, vorbei vor ihren Blicken, wie flogen, Anger, Heid' und Land, wie donnerten die Brücken“ ist mit Kraft und Geist — wie das vorige — ganz im Geiste der schauerlichen Ballade ausgeführt. Das zehnte Blatt: „Rasch auf ein eisernes Gittertor ging's mit verhängtem Zügel“ ist, was Hauptfiguren und Umgebungen betrifft, sehr

beifallswert. Das elfte Blatt: „Zum nackten Schädel ward sein Kopf, sein Körper zum Gerippe, mit Stundenglas und Hippe" gewährt mit seinem Knochengerippe und den in der Luft schwebenden Totenlarven einen schauerlichen Anblick. Das zwölfte und letzte Blatt: „Mit Gott im Himmel hadre nicht, des Leibes bist du ledig, Gott sei der Seele gnädig" ist ebenso sinnreich gedacht als originell und kräftig ausgeführt. Lenore im Sterben; ein Totengerippe, ihre Hand und ihr Gewand ergreifend, sucht sie in das Reich unseliger Schatten herabzuziehen; gräßliche Höllenlarven führen in der Tiefe einen Reigen auf, untern andern hebt sich der obere Teil einer Gestalt hervor, mit Flammen in den Händen, auf der anderen Seite steht ein drohendes Totengerippe, im Hintergrunde erblickt man verwitterte Grabmäler, u. s. w., aber über Lenoren in den Wolken erscheinen zwei geflügelte, tröstende Genien, die entfesselte Seele emportragend, und Lenore hebt scheidend den Blick zu ihnen empor."

Meyer besprach das Werk in „Kunst und Altertum" VI, 2, S. 315. Für den 16. November 1827 berichtet das Tagebuch (11, 138) ein Unterhaltung mit Riemer über die „Lenore".

b) Ludwig Sigismund Ruhl.
(Zu Kassel geb. 1794 und gest. 1887)

Bei dieser Sendung Beuthers befanden sich auch die „Skizzen und Umrisse zu Shakespeares Dramen, erfunden und radiert von Ludwig Sigismund Ruhl". Dieser war der älteste Sohn von Joh. Chr. Ruhl. Seine Hauptstärke lag in der Komposition historischer Sujets. Später wirkte er in Kassel als Direktor des Museums, der Schloßbibliothek und des Geheimen Kabinetts-Archivs zu Wilhelmshöhe. Von 1840 bis 1867 war Ruhl Direktor der Kasseler Kunstakademie, und zwar der letzte in kurhessischer Zeit. Unter dem Pseudonym „Cardenio" trat er auch schriftstellerisch hervor. Sein Porträt von Louis Kolitz findet sich in „Hessenland" 25 (1911), S. 298.

L. S. Ruhl knüpfte mit Goethe an durch die Übersendung seines Ölgemäldes „Drei singende Engel" (die Figuren sind in halber Lebensgröße gehalten). Mit diesem Bilde, dessen Ankunft Meyer am 3. 4. 1820 (Tgb. 7, 154) meldet, kam Goethe „ein neueres, zu dem Alten zurückstrebendes Kunstbemühen vor Augen", das „wir ausführlicher Genauigkeit wegen besonderer Aufmerksamkeit wert zu achten Ursache hatten" (35, 201, 22—28). Eine Besprechung dieses Bildes lieferte Meyer. In diese Rezension über „Drei singende Engel, Halbfiguren in Ölfarben gemalt von Herrn Ruhl in Kassel", die dann in „Kunst und Altertum" (II, 3, 142) erschien, fügte Goethe einen Zusatz hinzu (Br. an Meyer vom 6. 6. 20). Dieser Zusatz kritisiert das „zu dem Alten zurückstrebende Kunstbemühen", wie es in dem Bilde zum Ausdruck kam, in den Worten (Br. 33, 342): „wir aber früher schon große Zweifel und Bedenklichkeiten ausgesprochen: ob ein solches zum Musternehmen altertümlicher, dem Geiste nach freilich ehrenwerter, doch in Hinsicht auf die notwendigsten Kunstregeln noch unvollkommener

Werke nützlich sei". Meyer hielt diesen Zusatz für besonders wichtig und wollte ihn deshalb der Abschrift, die er nach Kassel sandte, „beifügen und unterstreichen, damit die Herren es recht beherzigen mögen". (Br. vom 7. 6. 20).

Ende 1820 weilte dann L. S. Ruhl selbst in Weimar. Seine literarischen Interessen hatten ihn in Beziehung zu den führenden Persönlichkeiten des literarischen Berlins gebracht, so zu Platen, Fouqué, Eichendorff und Achim von Arnim. Ende November 1820 besuchte Arnim die Brüder Grimm in Kassel und fuhr von dort mit Ruhl nach Weimar.

Am Abend des 3. Dezember trafen beide ein, und Arnim teilte Goethe brieflich ihre Ankunft und den Wunsch nach einem Besuch mit: „Der Wunsch, Ew. Exzellenz nach neun Jahren wieder einmal die Aufwartung zu machen, hält mich hier bei meiner Durchreise fest; einen gleichen Wunsch hegt mein Reisegenosse Herr Ruhl, Maler aus Kassel. Sollte unser Besuch Ihnen nicht lästig sein, so bitten wir, uns gütigst eine Stunde zu bestimmen. Hochachtungsvoll Lud. Achim von Arnim" (Schr. d. G.-Ges. 14, 158; Bergemann, a. a. O. S. 145; Tgb. 7, 399). Am nächsten Tag, den 4. Dezember 1820, fand der Besuch statt (Tgb. 7, 255). Über diesen Besuch berichtet Goethe in den Annalen von 1820 (36, 185): „Dr. Küchelbecker aus Petersburg, von Quandt und Gemahlin, von Arnim und der Maler Ruhl brachten durch die interessantesten Unterhaltungen große Mannigfaltigkeit in unsere geselligen Tage" (vgl. Schr. d. G.-Ges. 14, 345, zu Nr. 16). Sicherlich wurden durch diese persönliche Anwesenheit des Künstlers weitere Kreise Weimars auf sein Schaffen hingewiesen. Daß sich von Ruhl noch mehr Zeichnungen in Weimar befanden, berichtet der erwähnte Dresdner Kunstmäzen Joh. Gottlob Quandt in seinem Schreiben an Jul. Schnorr von Carolsfeld vom 23. 12. 1820 (G.-Jahrb. 6, 139): „Das Einzige, was in Weimar von neusten Kunstwerken zu sehen ist, sind Zeichnungen von Ruhl aus Kassel, an welchen die Großfürstin viel Gefallen zu finden scheint und damit ihr Kabinett anfüllt. Ruhls Onkel, Völkel, ist nämlich Geheimsekretär der Großfürstin und hat wahrscheinlich seinem Neveu diese Beschützerin zugewendet".

Obschon Goethe „nicht mehr im Falle war wie vor zwanzig Jahren, wo eine Zeitlang herkömmlich war, zur Ausarbeitung gewisser Aufgaben förmlich und bestimmt einzuladen", so konnte er es doch nicht unterlassen „aufmerksam zu machen auf einen Gegenstand, wo die höheren Kunstforderungen zu leisten sein möchten" (49 I, 362, 20—25).

Im 4. Bande von „Kunst und Altertum", 2. Heft, S. 49, veröffentlichte Goethe 1824 die Übersetzung eines neugriechischen Gedichtes „Charon" (49 I, S. 360/61) und forderte zu einer künstlerischen Darstellung auf. Durch Cottas Vermittlung sandten sechs Künstler ihre Zeichnungen ein. Darunter befand sich auch L. S. Ruhl, dessen „sehr fleißig braun ausgetuschte, nur hier und da ein wenig mit Weiß aufgehöhte Zeichnung" Goethe in einer eingehenden Besprechung in „Kunst und Altertum" (5, 3. Heft) sehr lobte (49 I, S. 369/70, Nr. V). Es möge hier nur die Beschreibung des Bildes selbst folgen (49 I, S.

369, 22—370, 10): „Wie aus dunkeln, sich gegen die Erde senkenden Wetterwolken hervor sprengt Charon; die vordersten Figuren auf diesen Wolken, Jünglinge, stürzen nieder, vom Pferde übersprungen; mehrere fliehen, mehrere werden vom grimmigen Reiter mit geschwungener Geißel bedroht; nach sich schleppt er einen Mann, der, um den Hals gebunden, schon halb erwürgt, rücklings niederstürzt und jammernd die Hände über dem Kopfe ringt; alte, würdige Greise flehen kniefällig; aus dem düstern Gewölk fahren Blitze, Regengüsse stürzen nieder, Sonnenstrahlen brechen durch, und unter dem Wolkensaume sieht man im landschaftlichen Grund am Felsborn liebliche Frauengestalten verschieden beschäftigt; mehrere derselben sehen bestürzt nach der Erscheinung; eine, welche raschen Schrittes nach dem Brunnen hinschreitet, ist hinsichtlich auf schöne Bewegung und Falten vorzüglich lobenswert".

Die erwähnten Zeichnungen Ruhls zu Shakespeares Dramen, die Goethe ebenfalls am 16. November 1827 mit Riemer betrachtete, waren damals sehr geschätzt und namentlich in England weit verbreitet. Als Ludwig Sigismund Ruhl 1887 starb, ging mit ihm sicherlich der letzte Kasseler in die Ewigkeit, der Goethe noch persönlich gekannt hatte.

c) Julius Eugen Ruhl.
(Zu Kassel geb. 1796 und gest. 1871)

J. E. Ruhl ist der jüngste Sohn von Joh. Chr. Ruhl. Nach seiner Ausbildung in der Baukunst bei Jussow weilte der Künstler zur weiteren Ausbildung längere Zeit in Italien, wo er besonders Studien zur mittelalterlichen Kunst trieb. Von 1824 ab war Ruhl eine Zeitlang Landbaumeister im Fürstentum Hanau; jedoch kehrte er bald wieder nach Kassel zurück, wo er zuletzt als Hofbaudirektor wirkte. Sein Werk ist das Ständehaus in Kassel, das er in Anlehnung an die italienische Renaissance 1834—36 erbaute.

Am 20. Oktober 1821 erhielt Goethe einen „Brief von Kassel, ein Kästchen von Ruhl ankündigend" (Tgb. 8, 126). Dieser Brief war an Meyer gerichtet; dieser hatte ihn Goethe zugestellt und auf das Eintreffen einer dazu gehörigen Sendung hingewiesen. Goethe sendet am 21. Oktober das Schreiben Ruhls zurück und bittet Meyer: „Eröffnen Sie die Kiste und sagen mir, was sie enthält . . . Antworten Sie freundlich in meinem Namen nach Kassel, wenn Sie das Kästchen eröffnet haben (Br. 35, 151, 8. 18.)".

Diesen Brief hatte Ruhl am 17. September 1821 an Meyer geschrieben und dann als die angekündigte Sendung eine Aquarellzeichnung des Minervatempels bei Assisi geschickt (Meyers Brief vom 27. 10.).

In diesem Jahre hatte Ruhl mit der Veröffentlichung seines architektonischen Werkes in Lieferungen „Denkmäler der Baukunst in Italien. Nach den Monumenten gezeichnet und herausgegeben von J. E. Ruhl" begonnen. Die ersten Hefte erschienen zu Kassel, die anderen in Darmstadt. Die vier ersten Lieferungen des Werkes, dessen 4. Heft „Kirchen, Paläste und Klöster in Italien. Kassel 1821" Goethe als Geschenk vom Verfasser erhielt (Büchervermehrungsliste vom März

1823. Tgb. 9, 324), enthielten 24 Blätter. „Die Wahl der dargestellten Gegenstände, die sorgfältige Zeichnung und geschickte Ausführung sind gleich beifallswürdig" (Strieder-Justi, S. 580). Meyer übernahm die Besprechung der Zeichnung in „Kunst und Altertum" (III, 3, S. 187). Dieser Rezension fügte Goethe einen Zusatz ein (49 II, S. 272, 14—273, 9), in dem er auf die „abenteuerlich-flüchtigen Augenblicke" hinwies, wo er vor diesem Tempel stand und sich zum erstenmale „über ein wohl erhaltenes Altertum" innig erfreute. Dieser Hinweis geht auf den Abschnitt in der „Italienischen Reise" unter „Foligno, den 26. Oktober abends" (30, 181, 14 ff).

Die erwähnte vierte Lieferung sandte Ruhl Ende März 1823 (Tgb. 9. 29, 19—23). Meyers Besprechung erschien in „Kunst und Altertum" IV, 3 (1824). Daß Ruhl noch weitere Zeichnungen einsandte — es ist klar, daß ihm an einer günstigen Besprechung durch Goethe oder auch Meyer viel gelegen war —, ergibt sich aus dem Tagebuch. Danach brachte Meyer am Abend des 3. Dezember 1825 „wunderliche Zeichnungen des geschickten, aber verrückten Ruhl aus Hanau" mit (Tgb. 10, 131), die sie dann am nächsten Abend nochmals betrachteten.

7. Johann Daniel Wilhelm Eduard Engelhard.
(Zu Kassel geb. 1788 und gest. 1856)

Eine hessische Künstlerpersönlichkeit hat auf Goethe solchen Eindruck gemacht, daß er sie in dichterischer Nachschöpfung unsterblich gemacht hat. Es ist dies der Architekt Daniel Engelhard, das Urbild des Architekten in den „Wahlverwandtschaften". Über seinen Lebensgang und seine Beziehungen zu Goethe hat R. Steig in umfassender Weise gehandelt (Jahrb. d. Fr. D. Hochstifts 1912, S. 285 ff).

Daniel Engelhard, aus einer althessischen Familie stammend, wandte sich unter dem Kasseler Oberbauinspektor Jussow der Baukunst zu. Durch einen längeren Aufenthalt in Italien bildete er sich seinen zu künstlerischer Pracht neigenden Geschmack, der in prächtigen Bauten zu Kassel zum Ausdruck kam. So sind z. B. im kurfürstlichen Palast am Friedrichsplatz die schönsten Zimmer und Säle (besonders das ägyptische Gemach und der große Ballsaal) nach seinen Entwürfen ausgeführt.

Engelhards Verehrung Goethes begann im November 1807, als er in Kassel Bettina von Arnim kennen und lieben lernte. Leicht begeistert, glaubte er, seiner Goetheverehrung sofort mit den Mitteln seiner Kunst sichtbaren Ausdruck verleihen zu müssen, und so entwarf er, der neben seiner genialen Begabung bei Prachtbauten für unpraktisch galt in der Ausführung von Privatbauten, den Plan zu einem Wohnhaus für den Dichter. Hiermit beschäftigte er sich Anfang 1808. Wenn Engelhard dann am 5. Mai 1808 Bettina um „jenes Lied der Mignon aus Wilhelm Meister, wie Sie es komponiert haben" (Steig, S. 302) bittet, so entspringt dieser Wunsch dem Interesse an einer Dichtung Goethes, deren Besitz ihm allerdings die Komposition der Geliebten erst wert macht. Auf diesen Plan eines Landhauses weist

Bettina selbst hin in ihrem Brief an Goethe vom 21. November 1809 (Bergemann, S. 281): „Dieser komponierte gleich im Anfang unserer Bekanntschaft ein sehr wunderbares Haus für Dich, das auf Felsen stand und mit vielen erznen Figuren, Springbrunnen in den Sälen gezieret war".

So war nun die Verehrung für Deutschlands größten Dichter zu hellen Flammen entzündet, und die persönliche Bekanntschaft mit Goethe ward höchster Wunsch. Dazu kam noch das für den strebsamen Jünger der Baukunst begreifliche Verlangen, die in Weimar unter Goethes Anregung entstandenen Bauten zu studieren. So entschloß sich Engelhard im Spätherbst 1808 zu einer Reise nach Weimar. Seine Hoffnung, in die Nähe Goethes zu kommen, wurde bald erfüllt. Denn am 24. November war er Gast in einer der bekannten Abendgesellschaften bei Johanna Schopenhauer, wo auch Goethe anwesend war. Diese Tatsache ergibt sich aus der Übereinstimmung der Tagebuchnotiz Goethes (Tgb. 3, 401) und Riemers (Steig, S. 304). Bis gegen Ende Januar 1809 blieb Engelhard in Weimar, im Verkehr mit der Gesellschaft und sicher auch mit Goethe. Denn die Notiz im Tagebuch vom 26. Januar 1809 (Tgb. 4, 7): „Nach Tisch der Architekt Engelhard, um Abschied zu nehmen, weil er nach Kassel geht" und das literarische Porträt des Architekten in den „Wahlverwandtschaften" setzen eine genauere Bekanntschaft voraus. Darauf läßt auch Goethes Brief an Bettina vom 22. Februar 1809 schließen: „Neulich war ein schlanker Architekt von Kassel hier, auf den Du auch magst Eindruck gemacht haben". Denn danach muß Engelhard Goethe gegenüber von seiner Neigung zu Bettina gesprochen haben, und diesen vertrauten Ton wird er nicht bei einem — offiziellen — Besuch angeschlagen haben.

Den klarsten, in dichterische Form gefaßten Beweis für das ästhetische Wohlgefallen Goethes an dem jungen Engelhard bieten die „Wahlverwandtschaften". Da die Bekanntschaft in die Zeit zwischen dem 24. November 1808 und dem 26. Januar 1809 fällt, ergibt sich, daß erst im 2. Teil (20, 199—277) des Romans die Gestalt des — im 1. Teil nur kurz auftretenden — Architekten individuelle Züge von Engelhard trägt (Hauptarbeit von April 1808 bis Ende August 1809). Nunmehr ist die Rolle des Architekten breiter ausgesponnen, und architektonische Fragen nehmen einen größeren Raum ein.

Damals zählte Engelhard 20 Jahre, war also ein „Jüngling im vollsten Sinne des Wortes" (20, 199, 19), und die schlanke, wohlgebaute Körperform (20, 199, 20) ist eine charakteristische Eigenart Engelhards, auf die Goethe ja auch in seinem Brief an Bettina hinweist.

Übertrug nun auch Goethe charakteristische Züge seines eigenen, künstlerisch eingestellten Wesens auf die Gestalt des Architekten, so war doch die äußere Porträtierung so deutlich, daß den Eingeweihten das Urbild sofort erkennbar war. So schrieb Bettina in dem erwähnten Briefe vom 21. November 1809 (Bergemann, S. 281) kurz nach dem Erscheinen des Romans (Tgb. v. 5. 10. 09: „Revision des letzten Bogens vom Roman"; am 16. 10. 09 wurden die ersten Geschenkexemplare

versandt) an Goethe: „Sehr sonderbar ist es, auch einen Architekten lernte ich früher schon kennen, dessen Gestalt eine außerordentliche Ähnlichkeit mit jenem in den Wahlverwandtschaften hat (ich habe ihm deswegen das Buch geschickt)". Und Wilhelm Grimm, der im Dezember 1809 in Weimar geweilt hatte, (Tgb. vom 12. bis 21. Dezember) und dort Zeuge der Aussprachen über das neue Werk geworden war (über die Weimarer Stimmen vgl. Steig, a. a. O. S. 306/7 und G.-Jahrb. 10 (1889), S. 154/5), schrieb im Januar 1810 an Jakob: „Wer die Personen in den Wahlverwandtschaften sind, hat man längst heraus, der Architekt ist natürlich der Engelhard". (Engelhard war den Brüdern Grimm wohl bekannt, da er gleichzeitig mit diesen das Lyceum Fridericianum in Kassel und die Universität Marburg besucht hatte). Diese zur Gewißheit gewordenen Vermutungen wurden durch Goethe selbst indirekt bestätigt, der anläßlich des Besuches Engelhards vor dessen Italienfahrt in den Annalen von 1811 schrieb (36, 70): „Man wollte behaupten, ich habe ihn in früherer Zeit als Musterbild eines Amtsgenossen in den Wahlverwandtschaften im Auge gehabt".

Dieser Aufenthalt in Weimar mit seinen Besuchen bei Goethe, der strebenden jungen Künstlern stets warmes Interesse entgegenbrachte, wurde für die Entwicklung der künstlerischen Anschauungen Engelhards von nachhaltiger Bedeutung. Als der junge Architekt nach Weimar kam, stand er ganz im Banne der gotischen Baukunst, die als die deutscheste galt und die unter dem Eindruck der wiedergefundenen Pläne zum Kölner Dom einer Renaissance entgegenzugehen schien. Goethe, der in seiner eigenen Jugend den Manen Meister Erwins von Straßburg den Tribut der Verehrung gezollt hatte, hatte sich für kurze Zeit aus seiner klassizistischen Sphäre für die Wiederbelebung der Gotik gewinnen lassen, um ihr aber bald als einer überwundenen Kunstepoche scharf entgegenzutreten. Sein literarischer Protest war die „Italienische Reise" mit ihrer Verherrlichung der Renaissance, die gerade in jenen Jahren (1814—1817) erschien. Nach seiner Ansicht wies die gotische Baukunst, weit entfernt davon, Ausdruck deutschen Kunstwillens zu sein, auf sarazenischen Ursprung hin, der letzten Endes auf die griechische Kunst zurückgehe. Wieweit sich Engelhard durch Annahme dieser Ansicht von dem Kasseler Kreis entfernte und in welchem Maße er fortan bei dieser Anschauung verharrte, hat Steig (a. a. O. S. 308) dargelegt.

Anfang Januar 1811 finden wir Engelhard wieder bei Goethe. Nunmehr war nämlich der für einen werdenden Künstler selbstverständliche Wunsch, Italiens Kunstschätze aus eigener Anschauung kennenzulernen, dank seiner Anstellung als ingénieur ordinaire et secrétaire im Conseil général des Ponts et Chaussées des Königreichs Westphalen erfüllt worden.

Wie das Tagebuch unter dem 3. Januar (4, 176) meldet, weilte an diesem Tage der „Architekt Engelhard von Kassel, auf seiner Durchreise nach Italien" bei dem Dichter zu Besuch. Am nächsten Mittag war Engelhard Gast bei Goethe; am 5. Januar erhielt er ein Schreiben „an Dr. Schlosser nach Rom" zur Besorgung mit, und auch am

nächsten Abend werden beide auf der Abendgesellschaft der Frau Schopenhauer sich getroffen haben (darauf weist ein Brief an die Brüder Grimm vom 5. Januar (Steig, S. 314) in der Nachschrift hin.) Der köstlichste Gewinn jener unvergeßlichen Tage war der Freitag des 4. Januar, über den Engelhard in Freude und Glück an die Grimms schreibt, daß er den ganzen Mittag und Nachmittag bei ihm gewesen sei und beständig mit ihm gesprochen habe. „Ich werde wohl Zeit meines Lebens an diesen Mittag denken, so herrlich und schön ist er gewesen. Goethe sprach durchaus von architektonischen Sachen, machte mich auf viele Gebäude in Italien aufmerksam und beschrieb mir solche, mit vielen vortrefflichen Bemerkungen über den hohen Geist der älteren italienischen Baumeister, besonders Palladio". Daß auch Goethe das Gespräch mit Engelhard bedeutsam erschien, ergeben die Stichworte im Tagebuch über den Verlauf dieser Stunden (4, 177): „Über Kassel. Palladio. Bußlers Ornamente", deren Erklärung ja die angeführte Briefstelle bringt. Unter dem Thema „Kassel" werden in der Hauptsache die Brüder Grimm besprochen worden sein, wie Engelhard in dem erwähnten Briefe berichtet. Daß Goethe aus der Fülle des eigenen Schauens vor der Italienreise seines Gastes auf seine eigenen künstlerischen Erlebnisse zu sprechen kommt, ist ebenso natürlich, wie daß er den jungen Architekten in den Geist der italienischen Baukunst einzuführen sucht. Goethes baukünstlerischem Ideal entsprach am meisten Andrea Palladio (1508—1580), der größte Meister formenstrenger Spätrenaissance, der aus tiefem Eindringen in den Geist der Antike großartige Bauten in vollendeter klassischer Harmonie geschaffen hat. In dessen Vaterstadt Vicenza und in Venedig hatte Goethe die Meisterwerke des Künstlers (die Basilika und Il Redentore) bewundert (30, 77 und 111) und sich in die „Quattro libri dell' architettura" des Meisters vertieft (30, 87). Palladio war für Goethe ein Künstler, aus dessen Anlagen „wirklich etwas Göttliches" sprach (30, 77). Das Lob des Meisters fiel bei Engelhard auf fruchtbaren, wohl vorbereiteten Boden. Auch das Werk von Fr. Bußler „Verzierungen aus dem Altertum" (Berlin 1805 f) stand mit seiner Betonung der grundlegenden Bedeutung der griechischen Ornamente mit dem Geiste der Unterhaltung in Einklang.

Wie nun die Hinweise und Anregungen Goethes an jenem denkwürdigen Nachmittag Engelhard durch das Land der Kunst begleitet haben, weist Steig (a. a. O. S. 318 ff) auf Grund von dessen Schrift „Instruktion für junge Architekten zu Reisen in Italien" (Berlin 1838) und vor allem von dessen Tagebuch nach, das die Grundlage bildete. Es ist allerdings auffällig, daß Engelhard, der meist Goethes Spuren nachgeht, dessen „Italienische Reise" an keiner Stelle zitiert. Doch war und blieb, wie Steig bemerkt (a. a. O. S. 324), „für Engelhards Auffassung von Italien und italienischer Baukunst Goethe das Vorbild, dem er nachstrebte". Noch in seiner letzten, nach seinem Tode erschienenen Schrift über die architektonische Verzierungskunst ist Goethe der oft zitierte Kronzeuge, besonders mit seiner Farbenlehre.

8. Gerhardt von Reutern.

(Geb. 1794 auf Gut Rüsthof in Livland, gest. 1865 zu Frankfurt a. M.)

Unter den Künstlern des Hessenlandes, die sich besonderer Förderung durch Goethe erfreuten, nimmt Gerhardt von Reutern eine besondere Stellung ein. Von deutschen Eltern stammend (sein Vater war sächsischer Kammerherr, der aber zur livländischen Ritterschaft gehörte), war er auf dem väterlichen Gut Rüsthof in Livland am 6. Juli 1794 geboren. Doch wurde das hessische Land von Reuterns zweite Heimat. Denn nachdem er in der Schlacht bei Leipzig den rechten Arm verloren hatte, widmete er sich der Malerei, für die er schon früh Begabung gezeigt hatte. Die Wahl des Hessenlandes als zweite Heimat führte seine Heirat mit Charlotte von Schwertzell herbei, deren Familie in Willingshausen (bei Ziegenhain) ansässig war. Charlotte Henriette Wilhelmine Sophie von Schwertzell war zu Willingshausen am 22. 10. 1797 geboren; sie starb am 28. 11. 1854. Ihre Eltern waren der Hess.-Kass. Rittmeister Georg Ludwig Wilhelm von Schwertzell (geb. 6. 3. 1756, gest. 5. 11. 1833) und Luise Amalie von Boyneburg zu Stedtfeld (geb. 1758 als Tochter des Sachs.-Weimarischen Kammerpräsidenten Johann Adolf von Boyneburg (1708 bis 1763); sie vermählte sich 1783 und starb 1825).

1823 nahm Gerhardt von Reutern seinen Wohnsitz in Willingshausen, wo er im dortigen Eichenwald seine ersten Studien nach der Natur machte. Weitere Ausbildung bot ihm die Kasseler Kunstakademie, vor allem der Unterricht von Ludwig Grimm, Ludwig Hummel und Henschel. Sein Bleiben und Arbeiten im Hessenlande dauerte — durch häufige Reisen unterbrochen — bis zu seiner Übersiedlung nach Düsseldorf im Jahre 1835. Das künstlerische Werden v. Reuterns zog seine Hauptkraft aus diesen hessischen Jahren, und seine Begründung der ländlichen Künstlerkolonie Willingshausen, der ersten in Deutschland, hatte für das hessische Kunstleben besondere Bedeutung.

Mit der künstlerischen Entwicklung Gerhardt von Reuterns ist Goethe aufs engste verknüpft. Das erste Zusammentreffen erfolgte im Frühjahr 1814. Auf der Reise nach Kassel auf Grund der Einladung seines Bruders, der bereits in Willingshausen wohnte, erhielt v. Reutern als russischer Offizier in Weimar Zutritt zum Hofe Maria Paulownas. Hier lernte er an der großherzoglichen Tafel Goethe kennen, allerdings nur flüchtig, gleichwohl machte dessen Liebenswürdigkeit und würdevolles Auftreten auf ihn den tiefsten Eindruck.

Schon im nächsten Jahr sah von Reutern Goethe wieder. Am 25. September 1815 traf er den Dichter in Heidelberg auf den Arkaden im Schloßgarten (Tgb. 4, 183). Über dieses Zusammentreffen haben beide Männer Schilderungen hinterlassen. Goethe teilte seiner Frau am 27. September mit: „Erinnerst Du dich des schönen Russen mit einem Arm? Er begegnete mir gestern auf dem Schloß, wir freuten uns beiderseits des Wiedersehns. Er wird durch Weimar kommen". Ausführlicher schreibt natürlich von Reutern über diese glückliche Stunde: „Man denke sich meine freudige Überraschung! Nach freundlichen

Umarmungen und teilnehmenden Fragen, die er mit wahrhaft väterlicher Herzlichkeit an mich tat, waren wir mit einander an das Geländer der Arkaden getreten. Dort nun sich anlehnend, sprach in gemütlicher Stimmung der große Mann zu mir mit der liebenswürdigsten Vertraulichkeit. Ach, ich hatte ihn nie so gesehen und war außer mir vor Entzücken! Der herrliche Morgen schien auf ihn kräftig zu wirken, daß sein weit umfassender Geist mächtig in ihm herrschte. Aus seinen Augen glänzte sein innerer Reichtum, während mild und einfach die größten Wahrheiten über seine Lippen strömten. Ich wagte es, ihn um Mitteilung seiner Gedanken und Gefühle über die uns umgebende Natur zu bitten; er gewährte mir freundlich und nahm behaglich und ruhig das Wort. Was er da sagte, ich weiß es nicht mehr wörtlich, aber mir gingen erst jetzt Herz und Augen auf über das, was ich sah! Wie alles, was ich früher nur dunkel geträumt von Schönheit, Kraft, Maß, mir nun so deutlich wurde! Eine göttliche Regel, ein Gesetz erkannte ich in der ganzen Schöpfung, und ich sah, wie mit neuen Augen, in die himmlische Natur, in der mir nun alles erklärt war. Unglücklicherweise für mich näherte sich uns jetzt eine Familie, welche Goethe aus seinen Betrachtungen herausriß, und als er sie erkannte, mich derselben vorstellte. Ich hielt es für besser, mich zu entfernen, und beim Abschied nahm mir Goethe das Versprechen ab, bei meiner Durchreise nach Rußland ihn in Weimar zu besuchen, was ich denn von ganzem Herzen versprach" (Lebensbild, S. 26/27).

Dieses Versprechen erfüllte von Reutern gern, und Ende 1815, auf der Heimreise nach Livland, besuchte er Goethe in Weimar. Über diese Begegnung bemerkt er kurz in sein Tagebuch: „Er war wohl recht gemütlich, doch nicht so, wie an jenem Morgen in schöner Gegend unter Gottes freiem Himmel" (a. a. O. S. 29).

Den Anlaß zu einem erneuten Besuche bei Goethe bot der Auftrag des russischen Bildhauers und Medailleurs Graf Tolstoj zu Petersburg, eine Auswahl seiner Basreliefs, die Szenen aus der Odyssee (a. a. O. S. 33) darstellten, Goethe zu überbringen. v. Reutern entledigte sich seiner Sendung am 6. Januar 1818 (Tgb. 6, 155. Annalen 1818 [36, 147] und Annalen 1820 [36, 167]). Dankbar nahm der angehende Maler die belehrenden Ratschläge Goethes entgegen, der sich mit ihm über Fragen der Malerei und der allgemeinen Ästhetik besprach und dadurch, wie von Reutern gern bekannte (a. a. O. S. 33), auf seine Absicht, Maler zu werden, entscheidend einwirkte.

Goethes Tagebuchnotiz vom 2. 5. 1818 (6, 204): „Herr von Reutern, nach der Schweiz und Italien Abschied nehmend" läßt sich aus dem Lebensbild nicht bestätigen. Danach unternahm der junge Künstler eine Reise durch die Schweiz bis Mailand erst im Sommer 1819. Für die Zeit vom 6. Januar 1818 bis zum 4. September 1827 wird kein Besuch in Weimar erwähnt.

Besondere Freude machte Goethe der Besuch von Reuterns in Gesellschaft seines Freundes, des russischen Dichters Joukowsky, am 5. September 1827 (Tgb. 11, 106. Biedermann, 6, 196. Vgl. G.-Jahrb. 3 (1883), S. 178). Vor dem Besuch hatte Goethe sich

Zeichnungen von Reuterns durchgesehen und fand nun dem Maler gegenüber begeisterte Worte der Anerkennung. Vor allem bewunderte er die Schärfe der Auffassung und die Sorgfalt der Ausführung: „Er schien sich wie in einer neuen, lang ersehnten, frischen Lebensatmosphäre zu befinden, während er mit Reutern von Kunst- und Naturdarstellung sprach" (Biedermann, a. a. O.). Am gleichen Tage betrachtete Goethe weiter die Zeichnungen. v. Reutern wiederholte seinen Besuch am Abend des 6. September, wo er aber den Dichter abgespannt und leidend vorfand (Biedermann, 6, 197, Nr. 1121). Er überreichte ihm Zeichnungen und erhielt als Gegengeschenk Medaillen (Tgb. 11, 106). Weitere Besprechungen erfolgten am 7. und 8. September. Über diesen viertägigen Aufenthalt mit seinen Besprechungen künstlerischer Fragen berichtet von Reutern seiner Gattin in freudiger Bewegung: „Er hat mich nicht nur beruhigt, nein, erhoben; voll Erstaunen mich erfüllt über das, was Richtiges in meinem dunklen Drange in der Kunst gewesen; mir eine Künstlerlaufbahn zuerkannt für künftige Bestrebungen; mir einen sichern Erfolg versprochen, wenn ich nur so fortfahre, die Natur zu sehen! — — — Der alte, herrliche Mann war ganz offen, hingebend, mitteilend und ganz unbeschreiblich liebenswürdig, aber so, daß uns ordentlich dabei ein Beben überkam, ob das alles wahr und nicht ein Traum. — — — Über meine Arbeiten äußerte sich Goethe folgendermaßen: „Ich sehe in allen Ihren Zeichnungen nichts, das Sie zu vermeiden hätten; in allem ist klares Anschauen der Natur, wahres Gefühl für dieselbe, Auffassung des Charakteristischen und Schönen. Durchgehends ein Gefühl für Zusammenstellung und Anordnung; und wo Sie sich nicht scheuen, sie so kräftig zu nehmen, als die Natur sie uns zeigt. Sie sehen die Natur immer als Bild; das finde ich in allem. Fahren Sie nur fort, malen Sie, und so werden Sie sehen, Sie können es! Alles macht sich dann, wie von selbst, und Sie werden komponieren, wie Sie es jetzt kaum glauben! Malen Sie, und Sie werden schaffen!"" (a. a. O. S. 52).

Eine größere Anerkennung konnte dem Maler von Reutern nicht zuteil werden. Seine künstlerische Entwicklung hatte sich an der Natur gebildet; seine Arbeiten waren von einem gesunden Realismus getragen, den die geistige Idee beseelte. So entsprach er Goethes unbedingter Forderung der Einheit von Natur und Kunst. Bei der Abreise ließ von Reutern dem Dichter „eine schöne, kräftige Waldzeichnung" zurück (an Meyer vom 30. 9. 27. Vgl. „Eichen im Willingshäuser Wald" bei Eckermann, S. 394. Den Willingshäuser Eichenwald benutzte von Reutern gern zu Studien). Am 28. 12. 28 erhielt Goethe „ein Portefeuille Zeichnungen von Herrn von Reutern" (Tgb. 11, 321). Wiederholt nahm er diese Zeichnungen vor und zeigte sie seinen Freunden (Tgb. 12, 10—22 (20. 1. 29; 27. 1; 1. 2.; 5. 2.; 8. 2.; 11. 2.) Eckermann, S. 248 und 720).

Nachdem dann von Reutern bei dem hervorragenden Landschaftsmaler von Rohden (vgl. S. 23) Unterricht genommen hatte, faßte er den Plan einer ersten Veröffentlichung von elf Blättern (Radierungen), meistens Stilleben. Eines der ersten Exemplare erhielt Goethe mit

vier Aquarellen der letzten Zeit. In seinem Dankschreiben vom 3. 6. 1829 wiederholt Goethe seine Anerkennung und hebt rühmend hervor „die große Wahrheit, die treue Behandlung der Teile, die anmutige Übereinstimmung des Ganzen" und weist darauf hin, daß er „als geübterer Kunstfreund die Behandlung frei und bewundernswert finde".

Am 24. Februar 1830 (die Darstellung in W. A. 5 II, S. 107 läßt das Jahr 1831 vermuten!) übersandte von Reutern eine neue Sendung von künstlerischen Arbeiten an Goethe (es waren: „Drei Schmalkalderinnen, Körbe verkaufend", „Das große Waldbild", „Die Eßstube", „Spaziergang im Garten" und zwei Winterlandschaften). Das Hauptstück aber war eine Arabeske auf Goldgrund, deren Motive der Künstler seinem eigenen Leben entnommen hatte. Hessische Landschaften und Volksszenen des Landes bildeten die linke Seite, während rechts die bedeutendsten Ereignisse seines Lebens dargestellt waren. Idee und Aufbau dieser künstlerischen Komposition erläuterte ein ausführlicher Begleitbrief (Lebensbild, S. 57). Die Mitte des Bildes war leer gelassen für eine poetische Inschrift von Goethe, um „jenes Bild für sich und die Seinigen zu einem Denkmal der Zeit zu erheben, in welchem auch die Nachwelt die Liebe und Verehrung erkennen würde, mit der er Schriftzüge von der Hand des großen Dichters verzierend umgeben hatte" (Lebensbild, S. 59).

Mitte Mai 1830 trat von Reutern wieder eine Reise nach Livland an, die ihn auch nach Weimar zu Goethe führte (Tgb. 12, 244. Lebensbild, S. 60). Schon beim ersten Besuch am 19. Mai besprach Goethe mit besonderer Anerkennung die eingesandten Aquarelle, die er auch der Großherzogin vorlegte. Am 22. Mai fand der zweite Besuch statt (Tgb. 12, 245/6). Goethe sprach mit von Reutern über „sein schönes Talent" und empfahl ihm den „Reichtum und schickliche Bedeutsamkeit der Vordergründe". Mit Interesse zeigte er Meyer die Zeichnungen und besprach sie mit diesem. Nach der Darstellung im Lebensbild hob Goethe „mit der größten Anerkennung die außerordentliche Gabe der Auffassung und Komposition sowie die Farbentöne hervor und riet ihm, fest bei der Aquarellmalerei zu bleiben". Noch unterblieb der Eintrag auf das Arabeskenblatt, um die „in gewisser Hinsicht einzige Arbeit" nicht „durch unnötige Übereilung zu entstellen". Beim Abschied am 26. Mai (Tgb. 12, 247) stellte Goethe einen Aufsatz über die Arbeiten von Reuterns in „Kunst und Altertum" in Aussicht.

Es dauerte noch fast ein Jahr, ehe Goethe die Inschrift einschrieb. Erst am 1. April 1831 (Tgb. 13, 55) nahm er das Blatt vor und überlegte die gewünschte Inschrift. Eingehend besprach er mit Eckermann (S. 393) die Angelegenheit und äußerte seine Bedenken, er könnte das Bild durch seine Handschrift verderben. Seine Absicht, die Verse durch einen Schönschreiber eintragen zu lassen, wies Eckermann mit Recht zurück, da dann die Eintragung jeden Wert verliere. So trug denn Goethe die Verse ein. Am gleichen Tage zeigte er Eckermann das Aquarell „Drei Schmalkalderinnen, Körbe verkaufend" und hob rühmend die hohe Stufe der Aquarellmalerei in diesem Bilde hervor. Bei diesem Anlaß sprach er auch die bedeutsamen Worte

über v. Reuterns künstlerische Entwicklung, der nach langen Jahren der Selbstbildung erst in höherem Alter Fachunterricht genoß: „Nun sagen die einfältigen Menschen, Herr von Reutern habe in der Kunst niemandem etwas zu verdanken, sondern habe alles von sich selber. Als ob der Mensch etwas anderes aus sich selber hätte, als die Dummheit und das Ungeschick! Wenn dieser Künstler auch keinen namhaften Meister gehabt, so hat er doch mit trefflichen Meistern verkehrt und hat ihnen und großen Vorgängern und der überall gegenwärtigen Natur das Seinige abgelernt. Die Natur hat ihm ein treffliches Talent gegeben, und Kunst und Natur haben ihn ausgebildet. Er ist vortrefflich und in manchen Dingen einzig, aber man kann nicht sagen, daß er alles von sich selber habe" (Eckermann, S. 393).

Unter dem 6. April 1831 heißt es im Tagebuch: „Inschrift auf die von Reuterische Tafel". Diese Verse, die Goethe nach dem Eintrag in seinem Schreiben vom 22. April dem Künstler durch Vermittlung von dessen Freund von Radowitz, der auch die Zusendung der Bilder übernommen hatte (Br. an Charlotte v. R. vom 11. 7. 31. G.-Jahrb. 1, 283 f.; 5, 36/7) mitteilte, lauten (4, 146):

Gebildetes fürwahr genug!
Bedürft' es noch der Worte?
Wir sehn des lieben Lebens Zug,
Durch Stunden schleicht's und Orte.

Die hohe Gabe preisen wir,
Die grausem Unheil steuert,
Auf Weg- und Stegen Blumenzier,
Dem holden Freund erneuert.

Doch jedes Auge, wie es blickt,
Wird in Bewundrung steigen,
Der Geist, erhoben und beglückt
In stiller Freude schweigen.

Der erste Druck erfolgte in der Taschenausgabe letzter Hand mit der Überschrift (4, 146):

Inschrift

auf eine, von vorzüglichen Miniatur-Bildern umgebene Tafel, Lebensereignisse und Zustände eines werten Freundes, Baron von Reutern, vorstellend, von demselben mit größtem Talent und bewunderswürdiger Sorgfalt ausgeführt.

April 1831.

Hier stehen auch die Begleitverse, die er „jenem herrlichen Blatte" nachrief:

Wort und Bilder, Bild und Worte
Locken euch von Ort zu Orte.
Und die liebe Phantasei
Fühlt sich hundertfältig frei. (4, 146)

In einem zweiten Schreiben des gleichen Tages und durch denselben Vermittler charakterisierte Goethe das Bild „Drei Schmalkalderinnen, Körbe verkaufend“ als „ein Meisterstück Ihres Talents, geübten Welt- und Naturblicks, technischer Fertigkeit, realistischer Darstellung der Gegenstände, dabei eines höchst sittlichen Eindringens in die Gemütsverfassung und Stimmung bis zu den untersten Klassen“ (G.-Jahrb. 5, 36/7. Br. 48, 183). Erst am 11. Juli 1831 sandte Goethe die Arabeske mit der Inschrift an Frau von Reutern, die sich bereits bei Ottilie nach dem Ausbleiben erkundigt hatte, mit einem freundlichen Schreiben nach Willingshausen zurück (Tgb. 13, 107. Br. 49, 4).

Das letzte Lebenszeichen, das Goethe von seinem Künstlerfreunde erhielt, überbrachte am 1. November 1831 ein russischer Offizier, der auf der Durchreise nach Italien Goethe in Weimar aufsuchte (Tgb. 13, 163). Verschlimmerung seiner schon früh aufgetretenen Kränklichkeit hielt von Reutern noch bis Mitte 1832 in Livland zurück. Hier erhielt er durch seinen Freund Joukowsky die Nachricht vom Tode seines großen Gönners: „En attendant, Vous avez fait une grande perte: Goethe n'existe plus! Son approbation ne sera plus dans Votre perspective; c'est un malheur irréparable“! Diese Botschaft erfüllte von Reutern mit aufrichtiger Trauer, denn in Goethe hatte er den Mann verloren, der seine künstlerische Entwicklung von den ersten Anfängen an mit größtem Interesse verfolgt und der ihn stets mit wertvollem Rate ermuntert hatte. Seine Kopie nach dem Stielerschen Goethebilde diente fortan der Erinnerung an den großen Toten.

Im Andenken an Goethe arbeitete von Reutern, als er 1834 bei dem Porträtmaler Deyker in Wetzlar sich in der Ölmalerei unterrichtete. Hier malte oder zeichnete er die Orte, die im „Werther“ eine Rolle spielen, u. a. auch die Schulmeisterstochter aus Wahlheim, die damals 90 Jahre alt war (Lebensbild, S. 87).

9. Moritz Oppenheim.
(Geb. 1800 zu Hanau).

In nur kurze Beziehung zu Goethe trat der Hanauer Maler Moritz Oppenheim. Er war ein Schüler K. Westermayrs, und galt seiner Zeit als der beste Schüler der Hanauer Zeichen-Akademie.

Vor seiner Reise nach Italien, wo sich Oppenheim mehrere Jahre aufhielt, besuchte er Anfang Mai 1827 in Weimar Goethe, dem er bereits früher von Frankfurt aus Skizzen zugesandt hatte (Tgb. 10, 278: 9. 12. 1826).

Über diesen Aufenthalt macht Oppenheim selbst nähere Mitteilungen (Biedermann 6, 131; 9, 114; vgl. G.-Jahrb. 6, 144). Danach zeigte Goethe großes Interesse an den Bildern, die Oppenheim mitgebracht hatte. Er sagte ihm sehr Schmeichelhaftes darüber und bat ihn, sie noch einige Zeit bei ihm zu lassen, damit er sie länger betrachten könne. Goethe habe damals den Maler gefragt, ob er einen Titel oder einen Orden habe wolle, und als Oppenheim beides ablehnte, habe er geantwortet: „Sie tun unrecht, mein Lieber! Titel und Orden halten

manchen Puff ab im Gedränge. „Am 6. Mai lieferte Oppenheim an S. D. Oppenheim folgende Charakteristik Goethes: „Wenn man auch den Dichter durch den Staatsmann vermißt, so fand ich ihn doch nicht so hochtrabend, wie man ihn beschreibt. Vielmehr er erschien mir als ein recht gutmütig-ehrwürdiger Greis." 1828 übersandte Oppenheim dem Dichter aus Italien Skizzen zu „Hermann und Dorothea" (Biedermann 8, 386). Als letzten Hinweis auf diesen Maler notiert das Tagebuch unter dem 3. 5. 1829 (12, 62) den Empfang der Lithographie von Oppenheims Gemälde „Susanne im Bade", das dieser in Rom für den Baron von Rothschild gemalt hatte (der Name ist an dieser Stelle nicht richtig). Dieses Bild scheint wenig Goethes Beifall gefunden zu haben, denn am 17. 5. 1829 wurde im Gespräch mit von Müller und Coudray „Oppenheims häßliche Susanne . . . . sehr durchgehechelt" (Biedermann 7, 98).

10. Johann Karl Wilhelm Zahn.

(Geb. 1800 zu Rodenberg, Kreis Rinteln, gest. 1871 zu Berlin)

Die Beziehungen Goethes zu dem Maler Wilhelm Zahn finden ihre Begründung in der beiderseitigen klassischen Einstellung. Zahns künstlerische Tätigkeit ist aufs engste mit der Erforschung der antiken Wandmalereien in Pompeji verknüpft. Nachdem seit 1748 die regelmäßigen Grabungen in der verschütteten Stadt eingesetzt hatten, war Zahn der erste, der den Wert der pompejanischen Wandmalereien entdeckte. Ist schon an sich heute noch unsere Kenntnis von der antiken Malerei gering, da nur wenige Zeugen dieser Kunst sich erhalten haben, so war dies erst recht zur Zeit Goethes der Fall. Dazu ist gerade Pompeji mit seinem Reichtum an wohl erhaltenen Malereien die wertvollste Quelle für unsere Kenntnis der antiken Malkunst.

Es ist klar, daß Goethe bei seinem außerordentlichen Interesse für alles, was von der überragenden Bedeutung des klassischen Altertums kündete, diese Forschungen mit der größten Aufmerksamkeit verfolgte. Er mochte an seinen Aufenthalt in Pompeji denken in Gesellschaft Tischbeins am 11. März 1787 (31, 37).

Wie Zahn in dem autobiographischen Anhang zu Goethes Besprechung seines Hauptwerkes (Strieder-Justi, S. 821 f) berichtet, gab sein Unterricht bei dem Oberbaudirektor Jussow in Kassel sowie der Einfluß der dortigen Antikensammlung die entscheidende Wendung zur Antike. Auf der dortigen Kunstakademie bildete er sich in Malerei und Architektur aus. Von großem Einfluß auf seine künstlerische Entwicklung war auch sein enger Verkehr mit Joh. Aug. Nahl d. J. (vgl. S. 17), der sicher seine Neigung zur Antike befördert hat.

Im Frühjahr 1825 sah Zahn zum erstenmal Pompeji, das fast seine zweite Heimat werden sollte. Hier sowie in Herkulanum, angesichts des lebendig vor ihn tretenden Altertums, dessen Zeugen er auch in den Museen von Portici und Neapel studierte, fühlte er sich von der antiken Malerei so stark angezogen, daß er den Sommer hindurch

in Pompeji blieb und, getrennt von der Gegenwart, in die Welt des Altertums eindringen konnte. In unmittelbarer Anschauung zeichnete er sofort nach den Ausgrabungen die aufgedeckten Malereien, darunter manche, die später zu Grunde gingen. Auch das Jahr 1826 verbrachte er fast ganz in der antiken Stadt, forschend und zeichnend. Hier faßte er den Plan, alle erhaltenen antiken Malereien in Pompeji, Herkulanum und Stabiae möglichst getreu in Farben zu kopieren. Mit diesem Vorhaben entsprach er ganz dem Geschmack der klassizistisch eingestellten Zeit. Zahns erste Veröffentlichung war das Werk „Neu entdeckte Wandgemälde von Pompeji", für das er im Winter 1826/27 in Rom die Zeichnungen herstellte.

Anfang 1827 wurde Zahn vom Kurfürsten von Hessen nach Kassel berufen zur Dekoration mehrerer Schlösser. Nach Beendigung dieser Arbeit reiste er Anfang Herbst desselben Jahres nach Berlin. Auf der Durchreise durch Weimar besuchte er Goethe.

Unter dem 7. September 1827 notiert das Tagebuch: „Der Maler Zahn, sich mit pompejanischen Zeichnungen meldend" (11, 107). Während dieses Aufenthaltes, der bis zum 15. September dauerte, war Zahn fast täglicher Gast Goethes. Gleich am ersten Tage scheint er dem Dichter mehrere Zeichnungen überreicht zu haben, die dieser einrahmen ließ (Tgb. 11, 107). In den nächsten Tagen wurden die Zeichnungen aufmerksam betrachtet; außer den sachverständigen Freunden Meyer, Coudray, Eckermann und Riemer sahen auch August und Ottilie die Bilder und bewunderten die „unschätzbaren Dinge". Goethes vorübergehendes Interesse für altdeutsche Kunst war nicht mehr; sein Herz gehörte wieder ganz der Antike, die ihm nun durch Zahns Durchzeichnungen wieder lebendig vor die Augen trat. Er unterläßt es nicht, in seinem Tagebuch (10. 9. 27; 11, 108) seinen Standpunkt schroff auszusprechen: „Wir gratulierten uns zur Publikation solcher Kunstwerke und hofften von den pompejanischen Ausgrabungen eine Reform der seit dreißig Jahren töricht retrograden deutschen Kunst". Diese Einstellung hatte er bereits 1799 in der „Anzeige der Propyläen" (47, 41) zum Ausdruck gebracht: „Unserer Meinung nach halten sich Liebhaber gewöhnlich viel zu lange bei der ägyptischen, ältestgriechischen, altitalienischen, besonders aber der altdeutschen Kunst auf, deren Verdienste meist nur ein historisches, selten ein höheres Kunstinteresse haben und die sich gegen die freie Größe vollendeter Werke wie das Buchstabieren zum Lesen, wie Stottern zum Rezitieren und Deklamieren verhalten".

Begeistert legte Goethe die Zeichnungen gern seinen Gästen vor, so am 11. 9. Durchzeichnungen „von Herkules und Telephus, Kandelaber und andere Kleinigkeiten" (Tgb. 11, 108) und am 12. 9. von „Chiron und Achill, Opfer der Iphigenie, Bacchus und Ariadne. Letzteres ganz neu ausgegraben. Einzelne Ornamente, auch Probedrücke von den Umrissen des herauszugebenden Werks" (Tgb. 11, 109). Nachdem dann Zahn am 15. 9. noch seine Zeichnungen der Großherzogin vorgelegt hatte, nahm er Abschied (Tgb. 11, 110).

Über diesen Aufenthalt in Weimar hat Zahn selbst eingehend berichtet (G.-Jahrb. 2, 521. Biedermann 6, 199 ff). Daß Goethe

nicht satt wurde, die interessanten Zeichnungen Zahns zu betrachten (an denen ihn vor allem der antike Gehalt anzog) und den jungen Künstler so lange als seinen Gast aufnahm, erklärt sich neben seinem Interesse für antike Kunst auch daraus, daß er in Zahn einen lang gehegten Wunsch erfüllt sah: „Habe den Akademien zu Wien und Berlin mehrere Male geraten, junge Künstler zum Studium der antiken Malereien nach jenen unterirdischen Herrlichkeiten zu schicken; um so schöner, wenn Sie das auf eigene Hand getan". Ähnlich sprach sich Goethe dem Kanzler von Müller gegenüber aus: „Ich erbaue mich daran, denn ich nenne es erbauen, wenn man zu dem, was man für das Rechte hält, die Bestätigung und Belege findet" (am 11. 9. 27; Biedermann 6, 206). Im übrigen enthält Zahns Schilderung viel Unwahrscheinliches, vor allem in der Darstellung des Mittagessens, wo er in krasser Form von Goethes Hang zum Trinken spricht. Ähnlich schildert er Goethes Trinkfestigkeit anläßlich eines Festes der Armbrustschützengilde (a. a. O. S. 209). Ebenfalls spielt der reichliche Weingenuß eine Rolle bei seiner Schilderung der abendlichen Zusammenkünfte in Geothes Privatzimmer. Wenn auch nicht von der Hand zu weisen ist, daß Goethe einen guten Tropfen nicht verschmähte — seine Schriften und Zeitgenossen liefern den Beweis, z. B. Wilhelm Grimm in seiner Schilderung des Essens am 12. Dez. 1809 —, so ist doch Zahns Schilderung ohne Zweifel stark übertrieben. H. H. Houben hat nachgewiesen, daß Zahns Bericht einer Nachprüfung nicht standhalten kann („Berliner Tageblatt" Nr. 250 [1925] und „Düsseldorfer Nachrichten" Nr. 281 [1925]).

Es war ein unmittelbarer Nachklang der durch Zahn vermittelten Eindrücke, als Goethe schon am nächsten Abend nach dessen Abreise „Pompejana" studierte „in den bisher herausgekommenen Schriften" (Tgb. 11, 111).

Gern bezeigte sich Goethe dankbar durch Empfehlungen an Berliner Persönlichkeiten, die dem jungen Künstler in Berlin die Wege ebnen sollten. So schrieb er an einem Tage, dem 18. September, vier Briefe: an Alfred Nicolovius („es ist ein guter, angenehmer, geschickter und fleißiger Mann"); an Daniel Christian Rauch („Sie werden sich mit allen Kunstfreunden ergötzen, wie wohl er seinen Aufenthalt, besonders in Pompeji, zu nutzen gewußt"); an Zelter („Zahn, Maler aus Kassel, welcher seinen Aufenthalt in Italien, besonders in Neapel und Pompeji, eifrigst zu nutzen gewußt hat. Nimm an dem Schönen und Guten teil, dessen er vieles des Wünschenswerten mit sich führt") und an den Grafen Brühl (Zahn erfüllt die Aufgabe des Künstlers, „über Zeiten und Räume uns in die fremdesten Zustände hinauszuführen"). Ende des Monats weist Goethe in einem Brief an Zelter noch einmal auf Zahn hin, der „einen unglaublichen Schatz von Durch- und Nachzeichnungen der am letzten Ort neuerlich ausgegrabenen Gemälde" mitbringt, und auch Meyer, der ja vor seiner Abreise nach Zürich Zahn noch in Weimar kennengelernt hatte, teilte er noch Einzelheiten über die Zeichnungen mit, die ihn besonders entzückten.

Im März 1828 erhielt Goethe acht Tafeln zu dem bei Cotta erscheinenden Werke Zahns „Neu entdeckte Wandgemälde in Pompeji in 40 Steinabdrücken" (Goethes Dank an den Absender Schorn: Br. 44, 38/9). Am 20. 3. 28 übersandte Zahn dem Dichter Titel und Prospekt des Gräberwerkes von Andrea de Jorio, die er bei seiner Anwesenheit in Weimar dem Großherzog versprochen hatte. Goethe legte am 28. 3. Karl August die Sendung vor.

Im Frühjahr 1828 begann Zahn in Berlin mit der Drucklegung seines großen Werkes „Die schönsten Ornamente und merkwürdigsten Gemälde aus Pompeji, Herkulanum und Stabiae, nebst einigen Grundrissen und Ansichten nach den an Ort und Stelle gemachten Originalzeichnungen". Den Druck in der neuen Technik des farbigen Steindrucks übernahm Reimer in Berlin. Das Werk war das erste dieses Verfahrens, und Zahn gewann dadurch eine große Bedeutung in der Geschichte des farbigen Reproduktionsverfahrens. Vom Ende März an konnte Zahn an Goethe Probeblätter senden. Damals schon versprach Goethe eine Besprechung in „Kunst und Altertum" (in VI, 2 erschien die Voranzeige [49 I, 163/4]) und legte eine Subskription im Namen des Großherzogs bei (Br. 44, 56/7. 355). In rühmenden Worten weist Goethe auf die Bedeutung des Zahnschen Werkes hin: „Was wir auch Gutes und Schönes schon wiederholt von den in neueren Zeiten ausgegrabenen und mitgeteilten alten Wandgemälden gesprochen haben, müßten wir jetzt doppelt und dreifach steigern, wenn wir ausdrücken wollten das Vorzügliche, was Herr Zahn bei seinem hiesigen Aufenthalt vorgewiesen, was er zurückgelassen und was er nun ins Allgemeine darbietet" (49 I, S. 163, 6—13).

Im Juni 1828 konnte Zahn das erste Heft des neuen Werkes dem preußischen Kronprinzen vorlegen; am 9. Juli erhielt Goethe ein Exemplar. Er dankt voll Bewunderung für die Genauigkeit und Zartheit des Druckes. Der Tod Karl Augusts ließ die Zusendung von „Kunst und Altertum" VI, 2 übersehen (Br. 44, 236/7). Wie er seinem Sohn August gegenüber das Werk lobt (Br. 44, 231), so hebt er es auch in seinem Brief an Nicolovius vom 7. 8. 28 als „höchst merkwürdig und gut geraten" hervor. „Ich hoffe viel von diesem Werke und freue mich, daß der wackere Mann in Berlin so viel artistische und technische Mittel findet, um seine so lobenswerten Absichten zu erreichen, und wo er das glücklich Gesammelte, ihm und uns zu Nutzen und Freude, in einiger Zeit zu Gut machen kann."

Nachdem Zahn 1830 die erste Folge seines Werkes in zehn Heften mit 100 Tafeln vollendet hatte, trat er wieder eine Reise nach Italien an, um an den Stätten der Ausgrabungen neues Material für sein Werk zu gewinnen. Am 13. März besucht er in Weimar Goethe (Tgb. 12, 211). Der Dichter will sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, in seiner Sammlung „von fremden und einheimischen vorzüglichen Personen" (an Zahn v. 14. 3. 30) auch Zahns Bildnis zu besitzen, und so lieferte Schmeller in der kurzen Zeit vom 14. bis 16. März das gewünschte Porträt (Tgb. 12, 212, 16; 213, 10). Freudig meldet Goethe gleich am ersten Tage Meyer die Ankunft Zahns.

Nachdem dann am 16. März „Mittagessen im Kränzchen dem Gast zu Ehren“ zu Tiefurt stattgefunden hatte, nahm Zahn am Abend desselben Tages Abschied und erläuterte dabei auf Wunsch die Technik der farbigen Reproduktion (Tgb. 12, 213).

Von Weimar aus begab sich Zahn nach Wien. Bereitwilligst gab ihm Goethe ein Empfehlungsschreiben an den „Kais. Kgl. Professor und Zensor“ Deinhardstein mit. Kurz danach teilt er diesem seine Absicht mit, eine Besprechung über Zahns Werk für die von jenem seit 1829 herausgegebenen „Wiener Jahrbücher“ zu liefern (27. 3. 30). Diese Zeitschrift, eigentlich „Jahrbücher der Literatur“, war 1818 von Metternich und Gentz begründet worden. Mitte Mai kann Goethe dem Herausgeber die Absendung der Besprechung mitteilen (16. 5. 30).

Mit größter Sorgfalt und nach eingehenden Studien begann Goethe die Ausarbeitung der Besprechung. Dem Werte des Zahnschen Werkes sollte auch die Rezension an Umfang und Bedeutung entsprechen. Die Notizen in dem Tagebuch lassen uns schrittweise die Entstehung des „pompejanischen Aufsatzes“ verfolgen. Am 24. April begann Goethe, die Hefte des Werkes vorzunehmen. Anschließend werden eingehende Quellenstudien getrieben, so in dem Werk von Georgius Henricus Martini „Das gleichsam auflebende Pompeji. Oder Versuch einer Geschichte dieser Stadt“. (Lpz. 1779. Tgb. 12, 232: 27. 4. 30), sowie Goros „Wanderungen durch Pompeji“. Wien 1825 (49 I, S. 166). Anfang Mai war die Vorarbeit so weit fortgeschritten, daß Goethe mit Riemer den „Aufsatz über Pompeji“ durchgehen konnte. Nachdem dann, „was an der Zahnschen Rezension noch zu erinnern war“, beseitigt war, wurde die Besprechung abgeschlossen und am 16. Mai an Deinhardstein gesandt (Tgb. 12, 243).

Die zu dieser Besprechung aufgewandte Sorgfalt und Mühe ergibt sich aus dem Umfang der Vorarbeiten, die in zwei Schichten vorliegen (1. Schicht: „Professor Zahns Pompejische Mitteilungen“ [49 II, S. 211—215, 26]); allgemein gehaltener erster Entwurf, ohne näher auf Zahns Werk einzugehen. 2. Schicht: „Zur Pompejanischen Angelegenheit“ [49 II, S. 215, 27—220, 15]). Die Kapitel I—VII des zweiten Entwurfes bilden die Grundlage für die endgültige Ausarbeitung in Abschnitt I—VII. Hier kommt dann noch ein VIII. Abschnitt „Landschaften“ hinzu. Die Ausführungen über die Stadt Pompeji, die am Schluß des zweiten Entwurfs stehen, eröffnen in entsprechender Bearbeitung die endgültige Rezension. Hier verwertet er ausführlich die vergleichenden Flächenberechnungen zwischen Pompeji und Wien, die er eigenst hatte ausmessen lassen (Tgb. vom 6. und 8. Mai; 12, 237 u. 238/9). Über die Dekorationsstile in der pompejanischen Kunst, die man heute scharf von einander unterscheidet, hat Goethe noch keine klare Vorstellung (vgl. Abschnitt II [49 I, S. 172/3]).

In dieser eingehenden Rezension hat Goethe seiner Bewunderung für das Zahnsche Werk klaren Ausdruck verliehen. Man begreift, wie Eckermann den Aufsatz bewundert, indem er die Prämissen bedenkt, die es voraussetzte, um ihn zu schreiben (24. 2. 1831; S. 369). Bis zum Einblick in die Arbeiten Zahns hatte Goethe von der antiken

Malerei nicht viel gesehen. Erst im hohen Alter gelangte er zu einer richtigen Würdigung dieser Zeugen des Altertums durch die Nachbildungen des Potsdamer Malers und Galerieinspektors Ternite (49 II, S. 215, 17), durch die ihm „ein neues Licht über die alten ersten Bilder aufgegangen" und vor allem durch die Tätigkeit Zahns. Wie sehr Goethe in der durch Zahn zum Leben erweckten Antike zu Hause war, läßt sich aus einem Hinweis Eckermanns schließen (20. 3. 1831; S. 383/4). Als Goethe in den Tagen vom 18. zum 20. März 1831 den erotischen Hirtenroman „Daphnis und Chloe" des sonst unbekannten lesbischen Dichters Longos in der Übersetzung von Courier (Rom 1810) las, da glaubte er unter dem Eindruck des Zahnschen Werkes in dieser Dichtung „lauter herkulanische Bilder zu sehen, so wie auch diese Gemälde auf das Buch zurückwirken und unserer Phantasie beim Lesen zu Hülfe kommen".

Zahns Wiederbelebung der antiken Malerei erfreute Goethes Lebensabend. Sie sollte ihm auch die letzte große Freude seines Lebens bringen.

Im April 1830 hatte August von Goethe sich nach Italien begeben. Hier traf er Zahn, dessen „oberirdische und unterirdische Leitung" er dankbar genießt (Br. 47, 305). Man begreift die Freude des Vaters, seinen Sohn auf klassischem Boden zu wissen, den er nur einmal betreten durfte. Das Schicksal gönnte keine lange Freude. Augusts Italienreise sollte seine Todesfahrt werden. In der Nacht vom 26./27. Oktober ereilte ihn der Tod; an der Cestius-Pyramide ruht GOETHE FILIUS. Doch war es ihm vergönnt gewesen, einer bedeutsamen Ausgrabung beizuwohnen.

Am 1. 2. 1831 berichtete Zahn dem Dichter von der Ausgrabung eines der merkwürdigsten Häuser Pompejis in Gegenwart August von Goethes, das man dem großen Dichter zu Ehren „Casa di Goethe" nannte (heute „Casa del Fauno") und gab eine genaue Schilderung der dort gefundenen Mosaiken. Die wertvollste Ausgrabung erfolgte Ende Oktober 1831, als das berühmte Mosaikbild der „Alexanderschlacht" (heute im Museum zu Neapel) aufgedeckt wurde. Am 18. Februar 1832 sandte Zahn an Goethe den Grundriß des Hauses sowie eine Zeichnung des Mosaiks (heute im Goethe-Nationalmuseum. Tgb. 13, 317). Die innige Freude, eine genaue Abbildung dieses Jahrtausende alten Monumentalwerkes der Antike in Händen zu haben, verklärte die letzten Lebenstage des Greises. Mit liebevoller Verehrung versenkte er sich in die Betrachtung dieser Zeichnung „welche immer bedeutender wird. Man muß die Vollkommenheit der mannigfaltigsten, in sich abgeschlossenen, malerischen Kompositionen immer mehr bewundern und sich in acht nehmen, gegen alles bisher Bekannte ungerecht zu werden. . . . Es führt zu den höchsten Betrachtungen" (Tgb. 7. 3. 32; Bd. 13, 230; vgl. 13, 229). Sehr erfreut über die Ehrung und die Tatsache, daß sein Sohn noch an der Aufdeckung teilnehmen konnte, dankt Goethe am 10. März 1832; am nächsten Tag macht er Zelter Mitteilung von der interessanten Sendung aus Neapel und der großen

Ehrung, daß das neue Haus seinen Namen trage „welches mir sehr recht ist. Ein Echo aus der Ferne, welches den Verlust meines Sohnes mildern soll."

Zahn hatte, wie bereits gesagt, dem Dichtergreis die letzte, köstliche Freude bereitet. Das dem Dienst der Antike geweihte Leben Goethes schloß mit der Anschauung eines der bekanntesten Werke des ausgehenden Altertums, mit dessen Geschichte sein Name stets verbunden bleiben wird. So war erfüllt, was Maaß so schön sagt (Goethe und die Antike, Berlin 1912, S. 576): „Die Antike war für Goethe der Traum seiner erwachenden Kindheit, das Morgenrot seiner Jugend, wo ihm ein ganzer Frühling aus der vollen Seele quoll, sie war der Sonnenschein seiner Manneskraft, und zuletzt war sie ihm der holde Abendstern seines Lebens."

11. Adolph Kaiser.

(Geb. 1804 zu Geisa, gest. 1861 zu Weimar).

In die letzten Lebensjahre Goethes fallen die kurzen Beziehungen zu dem Maler Adolph Kaiser. Nach dem ersten Kunstunterricht in Weimar setzte Kaiser auf Kosten des Großherzogs seine Studien in der Landschaftsmalerei auf der Münchener Akademie fort. 1826 sandte Karl August den jungen Maler mit Preller zur weiteren Ausbildung nach Italien. 1829 kehrte Kaiser nach Weimar zurück. Von 1834 ab wirkte er als Professor am Weimarer Zeicheninstitut.

Die unmittelbare Beziehung zwischen Goethe und Kaiser begann im Oktober 1829, als Goethe (an Helbig v. 25. 10. 29) den beiden Malern Kaiser und Preller mitteilen läßt, daß durch den Anschluß weimarischer Kunstfreunde an die Dresdner Vereinigung von Künstlern und Kunstfreuden (Königlich Sächsischer Kunstverein: Br. 47, 351), die preisgekrönte Gemälde ankaufe, auch ihnen die Möglichkeit geboten sei, dort auszustellen. Darum fordert er die jungen Künstler auf, die Zeit bis zur nächsten Ausstellung zu benutzen, um „nach ihren schönen Talenten wohl gedachte und fleißig ausgeführte Bilder zu verfertigen", die dann nach Dresden eingesandt würden.

Kaiser sandte nunmehr ein Landschaftsbild ein, das aber „durch schlechte Verwahrung beschädigt" wurde (Tgb. 12. 214: 19. 3. 30). Nachdem Mitte Mai das Bild zur Absendung fertig war (18. 5. 30; Tgb. 12, 244), kehrte Kaiser nach Geisa zurück (2. 6. 30; Tgb. 12, 251); ein am 9. Juni nachgesandter Brief Goethes erreichte ihn aber nicht, sodaß Goethe das zurückgekommene Schreiben „an Müllern zur Besorgung, etwa nach Geis, mitgegeben" hat (14. 6. 30; Tgb. 12, 256).

Da zur Beteiligung an der Dresdener Ausstellung auch Angabe der Personalien der Bewerber erforderlich waren, wandte sich Goethe an Helbig (17. 5. 30) mit der Bitte um die nötigen Angaben über: „1. Kaisers Vornamen; 2. dessen Geburtsort; 3. dessen Studien; 4. ob hier, Dresden, München, Italien; 5. ungefähr das Alter" (Br. 47, 68; Tgb. 12, 243). Nachdem Helbig am 22. Mai die Fragen

beantwortet hatte, konnte Goethe nach Dresden an Quandt folgende Personalien Kaisers übermitteln: „Das Nähere von dem Künstler, welcher die übersendete Landschaft verfertigt hat:

Name und Vorname	Kaiser, Adolph.
Geburtsort	Geisa, Eisenachischen Kreises, sonst fuldaisch.
Alter	Etwa 26 Jahre.
Anfängliche Studien	Kassel, Fulda und Braunschweig.
Eigentliches Fach	Landschaftsmalerei.
Aufenthalt in Italien	Von 1826 bis 1. April 1829. Also fast drei Jahre.
Nach seiner Rückkehr, wie lange in München?	Vierzehn Monate.

An das Bild, das nach Dresden gesandt werden sollte, knüpft sich eine Geldangelegenheit, in die Goethe verwickelt war. Vor seiner Abreise aus München hatte Kaiser das erwähnte Bild an den Großherzog gesandt in der Hoffnung auf Ankauf. In dieser Annahme hatte er dann in München hundert Taler geliehen, die er mit dem erhofften Honorar zurückerstatten wollte. Der Ankauf erfolgte nun nicht. Darauf wurde das Bild nach Dresden gesandt, und auf Kaisers Bitte wurden ihm von der Großherzoglichen Oberaufsichtskasse hundert Taler ausgezahlt in der Überzeugung, daß das Bild in Dresden angekauft würde (Br. 47, 349 ff). Die Quittung Kaisers (Br. 47, 352) trägt das Datum des 30. Mai 1830.

Die Absendung des Bildes kündigte Goethe am 7. 7. 30 Quandt an mit der Bitte: „Das dafür allenfalls gegönnte Honorar bitte mir zu übermachen, indem ich mit diesem guten Künstler in einigen Vorschuß-Verhältnissen stehe". Da das Bild für einen Ankauf in Frage kam, nannte Goethe als angemessenes Honorar die Summe von hundert Talern, um deren Zusendung an seine Adresse er aus dem angegebenen Grunde bittet (an Quandt v. 28. 8. 30). Am 18. September 1830 konnte Goethe die Quittung für das erhaltene Honorar nach Dresden senden (Abdruck der Quittung: Br. 47, 229), und nachdem er noch mit Helbig wegen des Vorschusses abgerechnet hatte (Br. v. 13. 9.), war die Angelegenheit erledigt (Tgb. 12, 301).

Inzwischen hatte Goethe dem jungen Maler mitgeteilt (Br. v. 9. 6. 30), daß sich eine günstige Gelegenheit biete, ihm Bestellungen zu verschaffen. Zu diesem Zwecke empfiehlt er ihm, Motive aus der Umgebung Eisenachs oder aus dem „malerischen Kostüm" des Thüringer Waldes zu wählen. Gleichzeitig weist er ihn auf das Volksleben als dankbare Quelle für Motive hin, bei dem auch „Rind- und Schafvieh und sonstige Haustiere nicht zu vernachlässigen sind". Außerdem gibt ihm Goethe fachgemäße Ratschläge. Daraufhin sandte Kaiser am 23. August 1830 aus Geisa eine Landschaft für die weimarische Kunstausstellung (Br. 47, 361), die dann die Großherzogin für ein Honorar von hundert Talern kaufte (Br. an Helbig v. 22. 11. 1830.

Es ist möglich, daß es sich hier um das Gemälde von Eisenach handelt, das — ohne Jahreszahl — sich im Schloßmuseum zu Weimar befindet).

Allerdings war Goethe mit den Leistungen Kaisers nicht ganz zufrieden. Er hielt es für seine Pflicht, diesem aufrichtig zu sagen, wie er über seine Fortschritte dächte (Tgb. 12, 350: 27. 12. 30). Da vertraute ihm Kaiser „seine verrückte Intention, nach Schottland zu gehen, und verlangte Unterstützung". Goethes Ansicht über diesen Plan spricht aus dem vielsagenden Satz: „Diesem düsteren Geschlecht ist nicht zu helfen". Ähnlich äußert er sich kurz danach, als Kaiser ein Porträt und eine Landschaft geschickt hat. Während er das Bildnis kurz als unerfreulich ablehnt, findet er die Landschaft „im Mittelgrund vorzüglich gut". Allerdings meint er: „Die Form könnte mannigfaltiger sein", und fügt den wohlgemeinten Rat hinzu: „Studieren muß er das Fernste und Nächste, Wolken und Vordergrund" (14. 3. 31; Tgb. 13, 45). Einige Tage später sucht Goethe wieder auf den jungen Künstler einzuwirken, indem er ihm „gute Wahrheiten" sagt. Aber: „Das junge Volk hört nicht mehr", und er fügt dann grollend hinzu. „Zum Hören gehört freilich eine besondere Bildung" (1. 4. 31; Tgb: 13, 55). Immer mehr schien ihm Kaisers Kunst ins „Wilde und Triste" zu gehen (28. 11. 31; Tgb. 13, 180). Mehrfach kommt Goethe in Gesprächen auf Kaiser zu sprechen (Tgb. 25. 6. 31; 28. 11. 31; 29. 11. 31). Als letzte Äußerung über den Maler verzeichnet das Tagebuch die Durchsicht und Besprechung von dessen „lobenswürdigen Studien und Kompositionen" mit Meyer (30. 12. 31; Tgb. 13, 196).

Im Schloßmuseum zu Weimar befinden sich heute noch folgende Gemälde von Kaisers Hand, die Maria Paulowna bestellt und für die Räume bestimmt hat, in denen sie heute noch hängen: „Eisenach", „Allstedt" und „Dornburg a. d. Saale" (mit der Jahreszahl 1835). Außerdem befindet sich ein Aquarell (eine Landschaft) in der staatlichen graphischen Sammlung im Schloßmuseum. Eine Ansicht von Tegernsee, die früher in weimarischem Besitz war, ist verschollen (wahrscheinlich aus der Münchener Zeit). [1]) Die Großherzogliche Familie besitzt Kaisers Gemälde „Die Bonifatiuspredigt" (in den Wohnräumen des Schlosses). [2])

---

[1]) Auskunft der Verwaltung des Schloßmuseums. [2]) Auskunft der Großherzogl. Sächs. Schatullverwaltung.

B.

Die Dichter.

1. Siegfried Schmid.

(Geb. zu Friedberg 1774, gest. zu Wien 1860.)

Während seines Aufenthaltes in Frankfurt auf der 3. Schweizerreise (3.—25. August 1797) machte Goethe die Bekanntschaft des Friedberger Dichters Siegfried Schmid (Goedeke 5, 2, S. 451 [1893]). Als Student war Schmid in Jena mit Schiller bekannt geworden, der in seinem Musenalmanach für 1798 vier Gedichte von ihm aufnahm.

Schiller war es auch, der Goethe auf diesen Dichter aufmerksam machte, „der endlich einmal etwas Besseres verspricht" (Br. v. 25. 7. 97). Beigelegte Proben sollten zeigen, „daß an dem Menschen etwas ist, und daß aus einer rauhen, harten Sprache echte, tiefe Empfindung und ein gewisser Schwung des Geistes herausblickt". Auf seine Bitte, Goethe möchte ihm in Frankfurt „etwas ans Herz legen", äußert dieser seinen Wunsch, den Dichter kennenzulernen, obwohl die vorgelegten Dichtungen den Anfänger verrieten (Br. v. 26. 7.). Sofort teilte Schiller seinem Schützling die Möglichkeit eines Zusammentreffens mit Goethe in Frankfurt mit. Über die erfolgte Begegnung am 8. August 1797 (Tgb. 2, 80) findet sich im ersten Fascikel der „Reise in die Schweiz 1797" ein Briefstück ohne Anrede und Datum mit dem Vermerk Eckermanns, diese Stelle dem Brief an Schiller vom 9. August 1797 anzuhängen (34 II, S. 64; Br. 12, 216—218). Doch zeigt die eingehende Charakterisierung seiner äußeren und inneren Beschaffenheit eine deutliche Enttäuschung Goethes über diesen Schützling Schillers. Gleichwohl möchte Schiller den jungen Dichter nicht aufgeben, sondern er erwartet von einer längeren Beobachtung Aufklärung über die Begabung Schmids (Br. v. 17. 8. 97). Eigentümlich berührt uns heute die Gleichstellung dieses vollkommen vergessenen Dichters mit Jean Paul und Hölderlin durch Schiller, die „so subjektivisch, so überspannt, so einseitig geblieben" sind!

2. Heinrich Joseph König.

(Geb. zu Fulda 1791, gest. zu Wiesbaden 1869)

Der Schriftsteller Heinrich König, bekannt durch seine polemische Einstellung gegen den Katholizismus, knüpfte selbst die Beziehung zu Goethe an, als er diesem am 16. Juni 1826 sein eben erschienenes Drama „Ottos Brautfahrt" zusandte. Der Begleitbrief aus Hanau war unterschrieben „König, Finanzkammer-Sekretär" (Biedermann, 8, 377). Dies Schauspiel, für das Shakespeare das große Vorbild war, ist „als eine viel versprechende Vorübung des Ausdrucks großartiger Weltansicht und der Darstellung historischer Begebenheiten zu betrachten" (Strieder-Justi, S. 353). Unter dem 22. Juni 1826 notiert

das Tagebuch: „Ottos Brautfahrt, Schauspiel von König, zu lesen angefangen“. Am Abend desselben Tages wird die Lektüre fortgesetzt. Obschon Goethe manche Schönheiten der Dichtung und das Talent des Dichters anerkannte, verwarf er doch im ganzen das Stück (Gespräch mit v. Müller vom 24. Juni 1826). Nach der Lektüre durch Goethe teilte Coudray, der König schon in Fulda kennengelernt hatte, da sie beide an dem nach 1810 gegründeten Fuldaer Liebhabertheater tätig gewesen waren, dem Verfasser, der seit 1819 als Sekretär bei der Finanzkammer zu Hanau angestellt war und auch bei dem dortigen Liebhabertheater mitwirkte, mit, daß Goethe großes Interesse für das Hanauer Theaterleben gezeigt habe (das er ja durch Leonhard kennengelernt hatte) und daß er sein Drama „Ottos Brautfahrt“ gelesen habe. Anschließend lud er ihn nach Weimar ein (Biedermann, 8, 377).

Ende September 1828 kam König der Einladung nach und wurde auch zu Goethe eingeladen. „Aus Achtung vor Goethes Widerwillen gegen Augengläser“ (vgl. 3, 155: „Feindseliger Blick“; 20, 261; Tgb. 11, 38 (29. 3. 27); G.-Jahrb. 23, 214) steckte König vor dem Eintritt seine Brille ein! Goethe unterhielt sich mit ihm über Hanau und Frankfurt, fragte nach den jetzt dort befindlichen Kunstgegenständen und wollte besonders von einem Maler hören, dessen Namen ihm entfallen war. Er dachte an Moritz Oppenheim, der ja Anfang Mai 1827 ihn besucht hatte. In seinem Bestreben, den Dichter genau zu beobachten, kam König nicht darauf, daß Oppenheim gemeint sei (Biedermann, 8, 381/86).

Bereits 1827 hatte König auf die Aufforderung des Pfarrers Friedrich aus Frankfurt in dessen Zeitschrift „Der Protestant“ unter dem Titel „Betrachtungen eines Katholiken über den Katholizismus“ eine Reihe von Aufsätzen veröffentlicht, in denen er sich mit Fragen der katholischen Lehre auseinandersetzte (vom 2. Heft des 1. Bandes an). Diese Aufsätze faßte er später zusammen und gab sie, um einige neue vermehrt, als „Rosenkranz eines Katholiken“ heraus (Frankfurt 1829. Bekanntlich wurde König auf Grund dieser Schrift am 25. Juni 1831 exkommuniziert). Goethe las in den ersten Apriltagen den „Rosenkranz eines Katholiken“, den ihm Coudray gegeben hatte (3. und 4. April 1829; Tgb. 12, 50). Am 3. April sprach Goethe auch mit Eckermann und Coudray über Königs Schrift im Gespräch über den Einfluß der katholischen Geistlichkeit, und Coudray wies darauf hin, daß die Geistlichkeit dafür gesorgt habe, daß die Zeitschrift „Der Protestant“ einging, weil König darin „ein wenig heiter über den Rosenkranz gesprochen“ hätte (Eckermann, S. 268).

C.

Die Gelehrten.

1. Lehrer am Collegium Carolinum.

Landgraf Karl (1677—1730), der großes Interesse für Mathematik und Physik hatte, begründete die wissenschaftliche Anstalt als Gewerbeschule (eröffnet am 2. November 1709). 1710 kam Anatomie als Lehrfach hinzu mit Rücksicht auf die aus dem Stande der Barbiere hervorgegangenen Chirurgen. Zwecks Heranbildung von Hof-, Regiments-, Stadt- und Landchirurgen wurde 1738 ein Seminarium medico-chirurgicum angegliedert. Unter Friedrich II. erfuhr das Collegium besondere Förderung. Durch ihn erhielt die Anstalt 1766 den Charakter einer Universität (die aber bald durch Marburg in den Schatten gestellt wurde) mit Rektor und Professoren. Die Anstalt war im damaligen Kunsthaus (heute Naturalienmuseum) untergebracht.

Von den Professoren des Collegium Carolinum gehören vier zum Bekanntenkreis Goethes: L. J. F. Höpfner, G. Forster, Johannes von Müller und S. Th. Sömmering.

a) Ludwig Julius Friedrich Höpfner.
(In Gießen geb. 1743 und in Darmstadt gest. 1797)

Die wissenschaftliche Laufbahn Höpfners, der als Jurist und Kenner der schönen Wissenschaften seiner Zeit wohl geschätzt war, begann in Kassel, wo er 1765 als Hofmeister auftritt. 1767 trat er als Professor der Rechtswissenschaft in den Lehrkörper des Collegium Carolinum ein. Von den Mitgliedern des Kollegiums stand ihm Erich Raspe, der spätere Verfasser des „Münchhausen", am nächsten, der gleichzeitig mit Höpfner ein Amt als Professor der Altertümer und Inspektor der Kunst- und Münzsammlungen angetreten hatte. Nach einer Lehrtätigkeit von vier Jahren in dem „teuren, unvergeßlichen Kassel" (an Boie v. 27. 6. 1771) verließ Höpfner 1771 die ihm so lieb gewordene Stadt, den „reizendsten Ort der Welt" (an Raspe v. 26. 5. 1771), um eine Professur in seiner Vaterstadt Gießen anzunehmen.

Die Bekanntschaft Goethes mit Höpfner mag auf Johann Georg Schlossers und Mercks Beziehungen zu dem Gelehrten zurückgehen (vgl. Jahrb. d. Fr. d. Hochstifts 1911, 296). Am 18. August 1772 fand der in „Dichtung und Wahrheit" (28, 158 f) geschilderte Besuch Goethes bei Höpfner in Gießen statt, und zwar auf Mercks Einladung.

Diese Einladung bezweckte die Beteiligung Goethes an den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen". Denn in demselben Jahre hatte Merck die Leitung dieser Zeitschrift übernommen, die seit 1736 bestand. So fand denn auch bald der „literarische Kongreß" statt, auf dem die Beteiligung der einzelnen Mitarbeiter festgesetzt wurde (28, 163, 24 f). Erst 1813 wählte Goethe aus den Jahrgängen 1772 und 1773, die er während der Arbeit am 3. Teil von „Dichtung und Wahrheit"

sich von Fritz Schlosser ausbat (Br. v. 1. 2. 1812 und 31. 3. 1812), die als seine Arbeit erscheinenden Rezensionen aus (Tgb. v. 16./22. 3. 13 und 36, 86. Über den Anteil Goethes vgl. 37, 191 ff und 38, 296 ff sowie Bräuning-Oktavio, Beiträge zur Geschichte und Frage nach den Mitarbeitern der Frankfurter Gelehrten Anzeigen vom Jahre 1772. Darmstadt 1912 und Morris, Goethes und Herders Anteil an den Fr. Gel. Anz. des Jahres 1772 [1909]).

Über den Verlauf dieses Besuches bestehen drei verschiedene Darstellungen: 1. Goethes Schilderung in „Dichtung und Wahrheit" (28, 158, 14 — 163, 23); 2. Höpfners Bericht (in „Merck-Briefe", Bd. 3, 186. Danach bei Biedermann, 1, 23/24) und 3. die Darstellung von Hallwachs (G.-Jahrb. 6, 345 f. Biedermann, 8, 237 f). Daß dieser Besuch einen abenteuerlichen Charakter hatte, bezeugt neben der Tagebuchnotiz vom 21. 3. 1813 (5, 25): „Biographie. Abenteuer in Gießen" und dem Brief Goethes vom 23. Oktober 1782, der an die „wunderbar angefangene Bekanntschaft" erinnert, auch die Erinnerung an diesen Vorfall in der Familie Höpfners. Denn sonst wäre Frau Rehberg, geb. Höpfner, nicht auf den Gedanken gekommen, Goethe am 21. Juli 1823 (Tgb. 9, 80) in Marienbad auf ähnliche Weise zu mystifizieren (G.-Jahrb. 6, 347/9).

Als Thema des Gespräches gibt Goethe das Naturrecht an, denn er wußte, „daß er sich eben mit dem Naturrecht beschäftigte" (28, 159, 20). Tatsächlich arbeitete Höpfner damals an seinem „Naturrecht des einzelnen Menschen, der Gesellschaften und der Völker" (1780 erschienen). Daß rechtliche Anschauungen in Goethes dramatischem Fragment „Prometheus" von 1773 (39, 206/7, besonders V. 270—289) auf Höpfners Werk zurückgehen, hat R. Hering (Jahrb. d. Fr. d. Hochstifts 1911, 288 ff) wahrscheinlich gemacht.

Bei diesem ersten Aufenthalt in Gießen lernte Goethe in dem lebhaften Austausch von Kenntnissen und Meinungen Höpfner bald näher kennen und schätzen. Freudig ergriff der junge Dichter die Gelegenheit, sich mit dem Gelehrten über manche unklare Frage zu besprechen, und Höpfner ging gern auf seine Zweifel und Bedenken ein. Mit gleicher Wärme erwidert er Goethes Freundschaft, der ihm „der beste, gutherzigste, liebenswürdigste Sterbliche ist" (an Nicolai v. 11. 9. 72).

Mit Höpfner blieb Goethe auch später noch in Verbindung. Für den Oktober 1773 ist ein Besuch Höpfners in Frankfurt bezeugt; zudem wird dieser in der nächsten Zeit öfter in Frankfurt gewesen sein (Hering, a. a. O. S. 302).

Aus dem Briefwechsel der beiden Männer sind nur drei Briefe Goethes erhalten. Der erste vom 7. Mai 1773 aus Frankfurt knüpft an Höpfners Beziehungen zu Kassel an. Hier dankt Goethe für die Abgüsse nach Kasseler Antiken, die Höpfner ihm durch Raspe besorgt hatte. Daß diese Abgüsse Kopien von Werken aus dem Museum Fridericianum waren, ergibt sich aus Höpfners Brief an Raspe vom 23. 4. 1774 (Weim. Jahrb. 3, 69): „Verschaffen Sie mir doch einige hübsche Gipsabgüsse von Antiken für Goethe. Sie sollen dafür seinen

Kopf, en bas-relief à l' antique von einem Schüler Nahls vortrefflich gemacht bekommen." Dieses Gipsporträt Goethes ist verloren; Lavater hat es noch in Emmendingen bei Schlosser gesehen: „Goethes Profil in Gips hing da, vollkommen ähnlich" (Schr. d. G.-Ges. 16, 280). Danach fertigte Lips einen Kupferstich an, den Lavater in seine Physiognomik aufnahm (Schr. d G.-Ges. 16, Taf. 1, Nr. 3; S. 371, Nr. 63. Schulte-Strathaus, Taf. 10). Nach diesem Gipsprofil radierte Joh. Rudolf Schellenberg im März 1775 ein Medaillon (Schulte-Strathaus, Taf. 11).

Auch wird angenommen, daß Höpfner, der sich gern mit Silhouettieren beschäftigte, einen Schattenriß Goethes aus dem Jahre 1774 angefertigt habe (Schulte-Strathaus, Taf. 20). Aus demselben Jahre stammt der Schattenriß aus dem Besitz Mercks (vgl. Gloël, Goethes Wetzlarer Zeit [1911], S. 202/3 [auch von Höpfner?]).

Wie aus dem angeführten ersten Briefe Goethes hervorgeht, empfing der Dichter durch die Vermittlung Mercks von Höpfner ein Exemplar von Spinozas Ethik. Es ist wahrscheinlich, daß aus den Gesprächen mit Höpfner Goethes erste Beschäftigung mit dem Philosophen erwuchs, die er nun fortzusetzen gedenkt: „Ich will nur sehn, wie weit ich dem Menschen in seinen Schachten und Erzgängen nachkomme" (Br. 2, 85). Den Höhepunkt erreichten diese Studien bekanntlich 1784, in lebendigem Gedankenaustausch mit Herder und Ch. von Stein (vgl. G.-Jahrb. 12 [1891], S. 3 ff).

Die eingehende Darstellung der weiteren Beziehungen geht über den Rahmen dieser Arbeit hinaus (vgl. dazu Hering a. a. O.) Das letzte Zeichen eines Verkehrs ist Goethes Versuch, den Gelehrten für eine juristische Professur an der Universität zu Jena zu gewinnen. Man kann den Gang der Verhandlungen nur aus Goethes spärlichen Hinweisen in seinen Briefen erschließen, da die Briefe Höpfners nicht erhalten sind. Am 28. August 1782 sandte Goethe an seinen Unterhändler Merck „die Bedingungen, unter welchen ein Ordinarius nach Jena berufen wird" mit der Bitte, „beiliegendes Papier nicht aus der Hand" zu geben, „damit unsere Dinge nicht überall offenbar werden". Nach Goethes Äußerung befürchtete Höpfner, das ihm in Jena nicht genug „zeitliche Ehre" (Br. 6, 49, 8) erwiesen würde. Das letzte Schreiben Goethes in dieser Angelegenheit und an Höpfner überhaupt ist — nach Angabe der Weim. Ausg. IV, 6, S. 78 (vgl. S. 433!) — vom 27. Oktober 1782 datiert.

Die Originalhandschrift Goethes war bisher nur zum ersten und zweiten Brief (vom 7. 5. 1773 und vom Anfang April 1774: Weim. Ausg. 2, Nr. 148 und 215) erhalten. Sie befanden sich im Privatbesitz zu Hannover und wurden von Wilhelm Scherer zuerst veröffentlicht (vgl. G.-Jahrb. 8 [1887], 121). Den dritten Brief druckte zuerst Karl Wagner in seiner Sammlung „Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck" (Leipzig 1847. S. 186). Nach seiner Angabe hatte Wagner diesen Brief von einem Enkel Höpfners, dem Oberfinanzrat Frhr. A. v. Dalwigk erhalten. In diesem Druck trägt der Brief das Datum „Weimar, den 23. Okt. 76".

Dieses Datum kann in der Jahreszahl unmöglich stimmen, da Prof. Hellfeld, dessen Nachfolger Höpfner werden sollte, am 13. Mai 1782 starb. Auf Grund dieses irrtümlichen Datums druckt dann die Weim. Ausg. den Brief unter diesem Datum nach Wagner ab (IV, 3, S. 115). Dadurch kommen die Allg. Deutsch. Biogr. 13, S. 109 ff und Zeitlers Goethe-Handbuch 2, S. 175 zu der unrichtigen Angabe, Goethe habe Höpfner bereits 1776, wo doch Hellfeld noch in aller Rüstigkeit tätig war, und dann zum zweitenmal 1782 für die Jenaer Professur gewinnen wollen. Nach Verbesserung dieser unrichtigen Jahreszahl bringt denn die Weim. Ausg. denselben Brief noch einmal unter dem Datum „27. Oktober 1782“ (Bd. 6, S. 78). Dieses Monatsdatum hat der Herausgeber erschlossen auf Grund des Nachwortes in Goethes Brief an Merck, der ja in dieser Angelegenheit sein Unterhändler war, vom 27. Oktober 1782: „Höpfner hat mir geschrieben und ich schreibe ihm heute selbst, weil es doch zur Sprache kommen muß“. Dabei hält der Herausgeber, der sich nur an Wagners Abdruck halten konnte, die Zahl „23“ für verlesen aus „27“ und fügt hinzu (Bd. 6, S. 433): „Goethes 7 und 3 sind oft, besonders in Ligatur mit einer vorhergehenden Zahl, nur undeutliche, knieartige Zeichen, die einander sehr ähnlich sehen.“ Da der Originalbrief Goethes seit Wagners Benutzung verschollen war, konnte eine Nachprüfung nicht vorgenommen werden.

Diesen Originalbrief Goethes an Höpfner habe ich im Juni 1929 zu Darmstadt in Privatbesitz wiederaufgefunden. Nach der Angabe des damaligen Besitzers (Sanitätsrat Dr. Heil, Darmstadt) stammt der Brief aus dem Nachlaß des Hoftheaterintendanten Frhr. v. Dalwigk, eines Schwiegersohnes Höpfners. Ich gebe hier den wort- und zeilengetreuen Abdruck dieses Goethebriefes:

Vorderseite.

Wohlgebohrner
insonders hochzuehrender Herr,

Wie angenehm sollte mir es seyn, wenn unsere,
so wunderbar angefangene Bekanndtschaft, Ge-
legenheit geben sollte Ew. Wohlgeb. an einen
Platz zu versezen, der Ihrer würdig wäre
und an welchem Sie durch Ihre Talente
einen ausgebreiteten Nuzen stiften könnten.
Ihr Schreiben giebt mir dazu gewiße Hof-
nung, indem Sie mir erklären, daß Sie,
wenn man Ihnen in der Folge eine Zu-
lage zu der fixen Besoldung verspräche,
die Stelle eines Ordinarii zu Jena an-
zunehmen geneigt seyen. Für einen thä-
tigen Mann ist dieser Plaz auch so wie
ihn Herr Hellfeld beseßen einträglich, al-
lein ich kann Ihnen auch für die Zukunft
eine Zulage von 300 Thlr, welche Sie nach
dem Verlauf von 5—6 Jahren erhalten
sollten, zusichern. Der Charakter eines

Rückseite.

Geheimen=Justizrathes, wie solchen Herr Hellfeld gehabt, wird Ihnen auch sogleich ertheilt werden können.

Keine weitere Überredung mag ich nicht anfügen. Es ist ein angenehmer Ort, und ein angesehener und ehrenvoller Posten an und vor sich, und besonders bey den gegenwärtigen Gesinnungen unserer Höfe. Haben Sie die Güte mich auf das baldigste von Ihrer Entschließung zu benachrichtigen und seyen Sie versichert, daß ich alles was an mir liegt beytragen werde, um Ihren Aufenthalt angenehm zu machen. Der ich mich mit besonderer Hochschazung unterzeichne

Ew. Wohlgeb

Weimar, den 23 Okt.
1782.

ergebensten Diener
Goethe

Johann August Hellfeld (geb. 1717 zu Gotha, gest. 1782 zu Jena) war ein Rechtsgelehrter von großem Ruf. Er war Professor in Jena seit 1753 und hatte 1769 den Charakter eines Weimarischen Geheimrates erhalten (vgl. Allg. D. Biogr. 11, 697).

Zeile 4/5 der Rückseite zeigt, wie Goethe eine charakteristische Eigenart seiner heimatlichen Sprache beibehalten hat.

Der Vergleich läßt erkennen, daß der Abdruck bei Wagner und infolgedessen in der Weim. Ausg. ungenau ist. Zeile 20, 1. Seite hat das Original „sollten" (statt „sollen"), die Höflichkeitsformel am Schluß hat die grammatisch richtige Form „ergebensten" (auf „mich" bezogen), während die beiden Drucke „ergebenster" bringen. Allerdings schwankt Goethe zwischen beiden Formen (vgl. z. B. W. A. IV, 6, S. 160, 161, 267 und 6, S. 255). Die unrichtige Jahreszahl bei Wagner ist nur ein Versehen; das ergibt sich aus der zeitlichen Anordnung der Briefe in der Sammlung, wo unser Brief unter 1781 steht. Und doch zeigt das Original ganz deutlich die Jahreszahl 1782. Die bedeutendste Abweichung des Druckes in der Weimarer Ausgabe weist der Monatstag auf. Ein Verlesen einer 7 für eine 3 kommt überhaupt nicht in Betracht, da die 3 geradezu kalligraphisch sorgfältig geschrieben ist, genau wie die 3 in 300 auf der ersten Seite. Beide Zahlen in 23 sind vollständig getrennt geschrieben; eine Ligatur ist nicht vorhanden (wohl in der Jahreszahl zwischen 1 und 7, sowie ein kleiner Ansatz zwischen 7 und 8). Es steht also einwandfrei fest, daß Goethe diesen Brief an Höpfner am 23. Oktober 1782 schrieb.

Wieweit das oben angeführte Nachwort Goethes in dem Brief an Merck wörtlich zu nehmen ist (eine Antwort Höpfners samt einer Beantwortung Goethes am 27. Okt. konnte in der kurzen Zwischenzeit nicht erfolgen!), unterliegt der Nachprüfung.

Dieses Schreiben, dessen steif-offizielle Form nichts mehr von der einstigen Freundschaft merken läßt, enthält klar die Forderungen Höpfners, aber auch die Bereitwilligkeit des Herzogs, diese zu erfüllen. Doch Höpfner, der seit 1781 in Darmstadt als Geheimer Tribunalrat wirkte, lehnte ab. Damit waren die Beziehungen zwischen Goethe nnd Höpfner abgeschlossen. Doch blieb dieser stets ein begeisterter Verehrer des Dichters.

b) Johann Georg Adam Forster.

(Geb. zu Nassenhuben bei Danzig 1754, gest. zu Paris 1794)

Es war Fritz Jacobi, der die Bekanntschaft zwischen Goethe und Forster herbeigeführt hat.

Nachdem Georg Forster nach seiner Weltreise, die er als Begleiter seines Vaters als Teilnehmer an der Cookschen Expedition 1772—1775 ausgeführt hatte, zurückgekehrt war, hatte er auf Grund der Tagebücher seines Vaters (dem selbst die Veröffentlichung untersagt war) eine Beschreibung der Reise veröffentlicht (1779). Um seinen darbenden Angehörigen durch Einnahmen aus eigener Arbeit zu helfen, begab er sich im Oktober 1778 nach Deutschland. Ende November traf er in Düsseldorf mit Fritz Jacobi zusammen, der sich des durch Sorgen gereiften Jünglings herzlich annahm. Im trauten Kreis zu Pempelfort, in dem auch Goethe angenehme Stunden verlebte, las Jacobi seinem Gast ungedruckte Gedichte Goethes vor und wußte ihn für den Dichter zu begeistern. Seine Mahnung, Goethe zu besuchen, unterstrich er durch ein Empfehlungsschreiben an diesen.

Im Frühjahr 1779 reiste Forster nach Kassel, Braunschweig und Berlin. Nach Weimar kam er nicht. Bei seiner Anwesenheit in Kassel erhielt er die Stelle eines Professors der Naturgeschichte am Collegium Carolinum; im März 1779 trat Forster sein neues Amt an, das er bis zum April 1784 bekleidete. Von Kassel aus übersandte er nun seinen Empfehlungsbrief an Goethe „mit ein paar Zeilen im Umschlage, damit das Lied ihm nicht verloren ginge“ (Leitzmann, a. a. O. S. 131. Über dieses Lied ist nichts Näheres bekannt).

Zum erstenmal traten sich die beiden Männer persönlich gegenüber, als Goethe mit dem Herzog vom 14. bis 16. September 1779 in Kassel weilte. Gleich am ersten Abend suchten sie Forster auf und nahmen ihn mit in ihren Gasthof. Über das Thema der Unterhaltung bemerkt Goethe im Tagebuch (1,98) kurz: „Viel gefragt und geschwazt“, während er im Brief an Ch. v. Stein vom 15. September meldet: „Der junge Forster hat mit uns gegessen und ist viel ausgefragt worden, wie's in der Südsee aussieht“. Infolge des Incognitos des Herzogs und da Forster auch Goethe nicht kannte, kam es zu einer interessanten Aussprache. Forster sprach recht freimütig über große Herren und

erkundigte sich bei dem Dichter über Goethe! Goethe trat ziemlich ernsthaft auf, sodaß Forster bei ihm nicht die ausgelassene Laune fand, die Behrisch geschildert hatte. Goethe fragte ihn „wegen der Südländer, über deren Einfalt er sich freute, und hörte die meiste Zeit zu, da mich der Herzog befragte, in dessen Gegenwart wir uns fast immer gesehen haben" (a. a. O. S. 133). Die Einladung, sich am nächsten Tag an einem Besuch des Weißensteins zu beteiligen, mußte Forster aus Mangel an Zeit ablehnen. An diesem Tage erfuhr er, daß der angebliche Oberforstmeister von Wedel in Wirklichkeit der Herzog war. So sah er es denn als Glück an, daß er diesem am Abend zuvor „keine Sottise" gesagt hatte. Am Morgen des 16. September holten Goethe und der Kammerherr von Wedel Forster ab zum Besuch des Museum Fridericianum. Daß Karl August die offenen Äußerungen nicht übel nahm, beweist die Einladung zu Tisch am Mittag. Auf dem Wege vom Museum zum Königsplatz ging Forster an Goethes Seite, und er brachte das Gespräch auf Fritz Jacobis „Woldemar". Es war ihm wohl bekannt, daß Goethe im vergangenen Sommer in Ettersburg in lustiger Gesellschaft das Buch an eine Eiche genagelt und parodiert hatte. Forster stand ganz auf Jacobis Seite, und so berichtet er diesem sein Gespräch mit Goethe über den „Woldemar" und dessen kühle Antworten a. a. O. S. 133. Vgl. auch Biedermann, 1,52/54. Seinen Gesamteindruck von Goethes Persönlichkeit faßt Forster in seinem Brief an seinen Vater einige Wochen nachher in folgendem Urteil zusammen: „Goethe ist ein gescheiter, vernünftiger, schnellblickender Mann, der wenig Worte macht, gutherzig, einfach in seinem Wesen" (a. a. O. S. 132).

Wie Jacobis Stellungnahme zu Goethe auch Forster beeinflußte, zeigt sich in dem Briefwechsel der beiden. Jedoch ist von dem Briefwechsel zwischen Goethe und Forster aus der nächsten Zeit nichts erhalten. Daß jedoch Goethe an Forster geschrieben hat, und zwar im Jahre 1780, bezeugt das Verzeichnis der Postsendungen von 1780 (Br. 4, 382/83) vom 24. Juli und 4. September. Der Anlaß zu diesem „bloß merkantilischen Briefen" (an Jacobi vom 11. 2. 83) war der Ankauf einiger Handzeichnungen aus dem Besitz des Vaters Reinhold Forster, die Goethe bei dem Sohn in Kassel gesehen hatte, für den Herzog Ernst II. von Gotha (vgl. dazu Goethes Briefe an Ernst II. vom 24. 1. 81 und Ende Dezember 81).

Als dann Goethe Anfang Oktober 1783 wieder in Kassel weilte, trat er Forster, der inzwischen seinen Freund Sömmering aus London nach Kassel gebracht hatte, infolge seiner naturwissenschaftlichen Studien näher. Jetzt hatte Goethe die Möglichkeit, mit zwei Fachleuten zu verkehren, und er benutzte diese Gelegenheit. Sein ernstes Streben, in die Geheimnisse der Natur einzudringen, hatte auf Goethes äußere Erscheinung bedeutungsvoll gewirkt. So schildert ihn Forster in einem Briefe an Jacobi vom November 1783 (a. a. O. S. 136): „Vor sechs Wochen war Goethe hier am Hofe und besuchte Sömmeringen fleißig in der Anatomie. Ich habe ihn nur wenig gesehen, da wir verschiedene Wege hatten. Er schien mir ernsthafter, zurückhaltender, verschlossener,

kälter, magerer und blässer als sonst und doch mit Freundschaft und einem Etwas, welches zu sagen schien, er wolle nicht verändert scheinen. Sein Dichten und Trachten war Wissenschaft und Kenntnis. Naturgeschichte schien er neuerlich sehr fleißig zu studieren, denn er wußte vieles davon zu sagen" (A. a. O. S. 136). An diesen Besuch schloß sich ein Briefwechsel mit Goethe und dem Herzog (Br. an Jacobi vom Ende 1783; a. a. O. S. 136). Goethe machte auch Forster Mitteilung von seiner Arbeit an der Abhandlung über den Granit (Abtl. II, 9, 171—177), an der er Mitte Januar 1784 diktierte (Br. an Ch. v. Stein v. 18. 1. 84).

Anfang 1784 bot Polen Forster eine Professur in Wilna an. Goethe lud ihn ein, bei seiner Durchreise ihn in Weimar zu besuchen, und bot ihm Wohnung in seinem Hause an. Dieser Besuch kam erst im September 1785 zustande, als Forster nach seiner Vermählung mit Therese Heyne aus Göttingen nach Wilna zurückkehrte. Über diesen Besuch gibt der Brief an Ch. v. Stein vom 16. 9. 85 Aufschluß: „Der jüngere Forster war hier mit seinem jungen Weibchen, einer geborenen Heyne von Göttingen, sie aßen abends bei mir mit Herders, Wieland und Amalie Seidler".

In den folgenden Jahren bis zu Forsters frühem Tode blieben die Beziehungen locker. Nach mancherlei Irrwegen erhielt Forster im Oktober 1788 in Mainz die Stelle eines Bibliothekars. Dort war auch Sömmering tätig.

Mit besonderer Freude empfing Goethe Forsters kommentierte Übersetzung des indischen Schauspiels „Sakontala oder der entscheidende Ring" von Kalidasa. Sehr wahrscheinlich hatte Goethe bereits Mitte 1791 das Manuskript in Händen. Sein Brief vom 22. August (Br. 9, 397: Briefverzeichnis vom 22. August 1791: „Mainz. Forster Dank für die Reisen. Sakontala pp") mit Goethes Dank ist verloren (Br. 9, 374). Seine überschwängliche Verehrung für die Dichtung sprechen die Verse aus:

Will ich die Blumen des frühen, die Früchte des
späteren Jahres,
Will ich, was reizt und entzückt, will ich, was
sättigt und nährt,
Will ich den Himmel, die Erde mit einem
Namen begreifen:
Nenn' ich Sakontala dich, und so ist alles gesagt.

Diese Verse waren dem Brief an Jacobi bereits vom 1. Juni 1791 beigelegt. Goethes Dank vom 25. Juni 1792 bezieht sich sicherlich auf ein gedrucktes Exemplar. Dieser Brief ist für den geistigen Verkehr der beiden Männer sehr bedeutsam. Denn wir hören vom Austausch wissenschaftlicher Werke. Forster hat an Goethe den 2. Teil seiner „Ansichten vom Niederrhein" gesandt (über den 1. Teil vgl. Br. 9, 397), und Goethe schickt seine neusten Schriften mit eingehenden Ausführungen über seine Studien auf dem Gebiete der Farbenlehre.

Große Enttäuschung erregte aber bei Forster Goethes „Großkophta", in dem sich „kein Funke Geist, Einbildungskraft, ästhetischen Gefühls" findet (a. a. O. S. 138).

Noch einmal führte das Schicksal Goethe und Forster zusammen. Als Goethe auf seiner Reise zur Armee anläßlich des Feldzuges gegen das revolutionäre Frankreich gegen Ende August 1792 in Mainz weilte, verlebte er „zwei muntere Abende" in der Gesellschaft Forsters und Sömmerings. Man merkt an seiner Darstellung in der „Kampagne in Frankreich" (33, 4, 26 — 5, 17), wie die Schatten politischer Meinungsverschiedenheiten zwischen den Anhängern der neuen Strömung und Goethe, der zum Kampfe gegen den neuen Geist eilte, über den Zusammenkünften lasteten.

Bald trat Forster offen für die republikanischen Ideen ein; 1793 weilte er in Paris als Deputierter des Konvents. Hier starb er in seelischen und körperlichen Leiden. Auf diese Kunde schrieb Goethe an Sömmering (17. 2. 94): „So hat der arme Forster denn doch auch seine Irrtümer mit dem Leben büßen müssen; . . . Ich habe ihn herzlich bedauert".

Die beiden Xenien „Elpenor" und „Die unglückliche Eilfertigkeit" (Schr. d. G.-Ges. 8, 53, Nr. 468 u. 469; vgl. auch S. 180) beziehen sich auf den unglücklichen Forster, dem Goethe auch in den Naturwissenschaftlichen Schriften ein ehrenvollen Andenken widmet (Abtl. II, 4, 301, 23 u. 8, 63, 19).

c) Johannes von Müller.

(Geb. zu Schaffhausen 1759, gest. zu Kassel 1809).

Zweimal war Kassel der Wirkungskreis für den Schweizer Geschichtsschreiber Johannes von Müller: unter dem Landgrafen Friedrich II. in den Jahren 1781 bis 1783 und später unter Jérômes als Generaldirektor der Studien des Königsreichs Westfalen.

Die Beziehungen zu Kassel hatte Müllers Genfer Freund und Wohltäter Tronchin angeknüpft, der ihn dem Landgrafen von Hessen und dessen Sekretär Robert, der ihn in Kassel vorstellen sollte, empfohlen hatte (Henking, a. a. O. S. 12). Auf der Reise durch Deutschland, wobei auch ein kurzer Aufenthalt in Kassel vorgesehen war, hatte Müller den Eindruck dieser Empfehlung zu verstärken gesucht, indem er dem Landgrafen von Halberstadt aus seine „Essais historiques" (1781) zusandte, eine Sammlung von drei Abhandlungen in französischer Sprache, mit der er Friedrich den Großen hatte für sich gewinnen wollen.

Daß nun Müller tatsächlich eine Anstellung in Kassel erhielt, war das Werk des einflußreichen Staatsministers von Schlieffen, der selbst eifrig geschichtliche Studien trieb (vgl. Allg. Deutsche Biogr. 31, 516 f). Durch dessen Bemühungen erhielt von Müller Ende Mai 1781 das Amt eines Professors für Geschichte und Statistik am Collegium Carolinum. Gleichzeitig veranlaßte Friedrich II. die Aufnahme Müllers in die „Société des Antiquités". Des unruhigen Umher-

irrens überhoben, von Sorgen frei, getragen und gehoben durch die Freundschaft von Schlieffens, verfaßte von Müller mehrere kleine Abhandlungen, arbeitete weiter an seiner Schweizergeschichte, seinem Hauptwerk, und schrieb als sein bedeutendstes Werk der Kasseler Zeit „Die Reisen der Päpste“ (1782).

Angeregt durch die Reise des Papstes Pius VI. nach Wien, behandelt Müller in dieser Schrift in anerkennender Weise die segensreiche Tätigkeit der Päpste, die „der Kaisermacht in allen Zeiten ein Gleichgewicht entgegengesetzt“ haben (Henking, S. 41). Es werden dargestellt die politisch bedeutsamen Reisen der Päpste von Leos I. Gang zu Attila (451) bis zur Fahrt Innozenz' IV. nach Lyon (1244). [1])

Es ist begreiflich, daß diese Lobrede auf das Papsttum aus dem Munde eines Protestanten und eines Jüngers der Aufklärung Aufsehen erregen mußte. Man sah z. T. eine captatio benevolentiae gegenüber dem Landgrafen Friedrich II. darin, der ja bekanntlich katholisch geworden war.

Dieses Buch sandte nun Müller auch Goethe zu, und dieser dankte ihm am 26. Juli 1782 nach Kassel. Er begrüßte es „wenn eine Stimme dem Beifall wiederspricht, den das Menschengeschlecht oft Handlungen und Begebenheiten zujauchzt, die sie ins Verderben führen“.

Bald begann Müller seiner Kasseler Tätigkeit überdrüssig zu werden. Ja, er dachte bereits auf Grund seiner Schrift über die Päpste an eine Anstellung in Rom. Doch konnte er sich nicht zu dem geforderten Übertritt verstehen (Henking, S. 46). Ende März 1783 verließ er Kassel zu einer Urlaubsreise nach Genf, von der er nicht mehr zurückkehrte.

Mit Johannes von Müller hat Goethe weiterhin Beziehungen aufrecht erhalten. Am 20. September 1797 traf er ihn in Zürich (Tgb. 2, 156). 1803 (4. Sept.) bittet er ihn um seine Mitarbeit an der Jenaischen Literatur-Zeitung (Br. 16, 290/93; 308 [Nr. 12] und 328). Vom Januar (Br. vom 22. 1. 04) bis Anfang Februar 1804 weilte Johannes von Müller, eine „der interessantesten Personen unserer Zeit“ (an W. von Wolzogen vom 4. 2. 04) in Weimar und gehörte zu den angenehmen Besuchen, mit denen Goethe beglückt wurde (an Zelter vom 27. 2. 04). Unvermindert hielt Goethes Interesse an Müllers wissenschaftlichen Arbeiten an; wie die Tagebücher bezeugen, waren ihm die bedeutendsten Werke des Gelehrten wohl bekannt. Dieses Interesse blieb bestehen bis zum Tode Müllers, als Goethe mit Reinhard „über Johannes Müller, dessen letzte Zeit und Abscheiden“ sprach (5. Juli 1809; Tgb. 4, 43).

d) Samuel Thomas Sömmering.

(Geb. zu Thorn 1755, gest. zu Frankfurt a/M. 1830)

Goethes Beziehungen zu dem bedeutenden Anatom Sömmering begannen während seines Aufenthaltes in Kassel 1783 und dauerten ohne Unterbrechung bis zu dessen Tod.

[1]) Vgl. die Charakteristik der Schrift bei Henking, S. 41 f.

Durch Georg Forsters Vermittlung, den er in London kennengelernt hatte, erhielt Sömmering eine Professur für Anatomie am Collegium Carolinum zu Kassel, die er im Juni 1779 antrat: „Ich ziehe Kassel allen Universitäten, selbst Göttingen, in Deutschland, Berlin ausgenommen, vor, teils der Größe des Orts, teils der Zeit, die ich zum Studium übrig habe, teils der Nähe von Göttingen, teils der großen Menagerie, die der Landgraf unterhält, teils meines Gönners Camper [1]) wegen, dem ich ganz nahe bleiben möchte, teils der Sauberkeit des ganz neuen Theaters [2]) wegen vor", schreibt Sömmering an seinen Vater (vgl. Wagner, a. a. O. II, 33).

In den fünf Jahren des Kasseler Wirkungskreises verfaßte Sömmering seine Schrift „Über die Augen" (er entdeckte die Durchkreuzung der Sehnerven), 1784, und seine „Untersuchung über die Verschiedenheit des Körperbaues der Neger und Europäer" (erschien 1784 in Mainz). Diese Untersuchungen nahm Sömmering an sezierten Leichen von Negern aus der Kolonie auf Wilhelmshöhe vor. Eine weitere Förderung seiner Arbeiten bedeutete es, daß er die eingegangenen Tiere der Menagerie zum Zerlegen erhielt, darunter als besondere Seltenheiten ein Kamel und einen jungen Elephanten. Die Kasseler Tätigkeit Sömmerings fand ihr Ende, als er am 9. September 1784 eine Berufung nach Mainz erhielt.

Goethe machte die Bekanntschaft Sömmerings während seines Aufenthaltes in Kassel Anfang Oktober 1783. Bei seinem anatomischen Interesse war dieser Besuch selbstverständlich. Die Anatomie befand sich damals in dem Gebäude des heutigen Naturalien-Museums, und zwar in einem heute noch erhaltenen Raume unter dem Dach (vgl. Schelenz, in „Hessenland" 25, 1/3), der mit Decken- nnd Wandmalereien geschmückt war (Abbild. a. a. O.). Sömmering befaßte sich gerade mit Experimenten zu der damals aktuellen Luftschiffahrt. Joseph und Etienne Montgolfier hatten eben den Heißluftballon erfunden; am 5. Juni 1783 hatten sie zu Annonay den ersten Ballon öffentlich steigen lassen. Am 27. August desselben Jahres hatte Charles den Gasballon erfunden. Goethe half nun Sömmering, einen kleinen Luftballon füllen, aber „die Übereilung machte den Versuch nicht gelingen" (Br. 6, 458). Nach dem Brief an Sömmering vom 9. 6. 1784, in dem Goethe von Versuchen in Weimar mit einem „Ballon auf Montgolfierische Art" berichtet (vgl. außerdem die Briefe an Karl August v. 18. 10. 1784; an Ch. v. Stein v. 19. 5. 84; 27. 8. 84; 10. 5. 85; 11. 9. 85; 20. 9. 85; 1. 10. 85; an Jacobi 11. 9. 85. Ein Bild mit dem aufsteigenden Mongolfière befindet sich in dem Frankfurter Goethehaus [blaue Stube]), kann man vermuten, daß auch der Kasseler Versuch mit einem Montgolfière gemacht wurde. Es ist wahrscheinlich, daß in Goethes Gedicht (2, 156):

---

[1]) Peter Camper (1722—1789), berühmter holländischer Anatom, der auch eine Rolle bei Goethes Entdeckung des Zwischenkieferknochens (s. u.!) spielt.

[2]) Natürlich: Theatrum Anatomicum!

Viel Männer sind hoch zu verehren,
Wohltätige durch Werk und Lehren,
Doch wer uns zu erstatten wagt,
Was die Natur uns ganz versagt,
Den darf ich wohl den größten nennen:
Ich denke doch, ihr müßt ihn kennen?

als Lösung die Gebrüder Montgolfier gemeint sind (vgl. Frhr. v. Biedermann, Goethe als Rätseldichter. Berlin 1924, S. 24).

Von 1784 ab setzt dann ein reger Briefwechsel zwischen Goethe und Sömmering ein, und zwar auf der Grundlage von Goethes neu erwachtem osteologischen Interesse. Seitdem der Anatom Loder in Jena 1781 ihm die Grundkenntnisse vermittelt hatte, arbeitete sich Goethe, angeregt durch Merck, immer tiefer in die Osteologie ein, bis er dann — wahrscheinlich am 27. März 1784 (vgl. Br. an Ch. v. Stein) — das os intermaxillare beim Menschen entdeckte. Hatten die zünftigen Anatomen diesen Zwischenkieferknochen dem Menschen abgesprochen und in diesem Mangel einen besonderen Unterschied zwischen Mensch und Affen sehen wollen, so postulierte Goethes, von der Planmäßigkeit und Einheitlichkeit des Weltenbaues durchdrungener Dichtergeist des Vorhandensein dieses Knochens auch beim Menschen, bis er ihn schließlich entdeckte. Mitte April 1784 ist Goethe in Jena mit der Ausarbeitung seiner Abhandlung über den Zwischenkieferknochen beim Menschen beschäftigt (Br. an Ch. v. Stein v. 13. 4. 84. Abtl. II, 8, 91 ff).

Mit dieser wichtigen Entdeckung ist Sömmering aufs engste verknüpft. Denn zum Zwecke weiterer Versuche bittet Goethe am 14. Mai 1784 diesen um den Schädel des von ihm sezierten jungen Kasseler Elephanten. Gern erfüllte Sömmering diesen Wunsch, sodaß Goethe aus Eisenach an Ch. v. Stein schreiben konnte: „Zu meiner großen Freude ist der Elephantenschädel von Kassel hier angekommen, und was ich suche, ist über meine Erwartung daran sichtbar“ (7. 6. 84). Er findet mehr, als erwartet, und besonders ist seine Hoffnung, „die meisten Suturen und Harmonien unverwachsen zu finden“, glücklich eingetroffen (an Sö. v. 9. 6. 84). Mit Sömmerings Erlaubnis konnte Goethe den Schädel zur eingehenderen Untersuchung mit nach Weimar nehmen, und bald teilt er Herder mit, daß er an dem Skelett mehr gefunden hat, als er suchte (20. 6.). Auf Grund der Methode Campers, dessen besondere Stärke in anatomischen Zeichnungen lag, ließ Goethe den Schädel sorgfältig in vierfacher Verkleinerung zeichnen, um ihn mit dem bereits in Jena befindlichen Exemplar zu vergleichen (an Sö. v. 5. 8. 84). Über die Arbeit, mit der er sich in Jena beschäftigte, gibt der Brief an Merck vom 6. 8. 84 Auskunft mit dem Hinweis, daß er die Schädel zu einer „Inauguraldisputation“ brauche: „Das eigentliche Thema halte ich noch geheim, um Euch eine angenehme Überraschung vorzubereiten“ (Br. v. 6. 8. 84). Am 28. 10. 84 kann Goethe Karl August mitteilen, daß er an Sömmering, der inzwischen nach Mainz verzogen war, einen Brief geschrieben habe „über den famosen Knochen, dessen Mangel dem Menschen einen Vorzug vor

dem Affen geben soll". Bei diesem Brief handelt es sich um die zunächst nur handschriftlich abgefaßte, erst 1820 („Zur Morphologie" I, 2) gedruckte Abhandlung „Versuch aus der vergleichenden Knochenlehre, daß der Zwischenknochen der oberen Kinnlade dem Menschen mit den übrigen Tieren gemeinsam sei. Jena 1784" (Abtl. II, 8, 91 ff. Der spätere Titel lautet: „Dem Menschen wie den Tieren ist ein Zwischenknochen der oberen Kinnlade zuzuschreiben") [1]. Es war Goethe natürlich viel an der Ansicht Campers gelegen. Darum verfaßte er eine lateinische Übersetzung und sandte sie durch Mercks Vermittlung an den holländischen Gelehrten mit dem Wunsche „daß mein Opus auf der Reise zu Campern bei Sömmeringen durchginge" (an Merck v. 19. 12. 84. Diese lateinisch abgefaßte Abhandlung befindet sich heute in der Bibliothek der „Niederländischen Gesellschaft für die Fortschritte der Medizin" zu Amsterdam [Br. 6, 467]). Goethe wollte nun abwarten, „wie es die Herren vom Handwerk aufnehmen, daß ein Laie in einem so bekannten Lande eine neue Entdeckung gemacht haben will" (an Ernst II. v. 20. 12. 84).

In dieser bedeutungsvollen Schrift hat Goethe mit der Methode der Vergleichung von Tier- und Menschenschädeln den Nachweis von der Richtigkeit seiner Entdeckung geliefert. Mit dieser Untersuchung begannen seine morphologischen Studien, die dann später in den Forschungen zur Metamorphose der Pflanzen ihre Weiterbildung erfuhren. Mit dieser Erkenntnis des gleichmäßigen Aufbaues von Tier und Mensch hat Goethe dem modernen Entwicklungsgedanken die Bahn gewiesen.

Welche Rolle bei dieser Untersuchung der Schädel des Kasseler Elephanten spielt, bezeugt Goethe selbst in dieser Arbeit (Abtl. II, 8, 122, 3—123, 5): „Was man aber unter den Jenaischen Abbildungen den Freunden der Wissenschaft gar wohl empfehlen darf, sind vier Zeichnungen nach dem Kasseler Elephantenschädel, den ich durch Sömmerings Gunst und Gefälligkeit zu benutzen in den Stand gesetzt war. Dieses junge Subjekt, das in Deutschland sein Leben nicht fristen konnte, zeigt uns in seinen Resten die meisten Suturen, wenigstens an einer Seite, unverwachsen; die Zeichnungen, und zwar des ganzen Schädels, sind nach gleichem Maßstabe verkleinert und von vier Seiten genommen, sodaß man den Zusammenhang des Ganzen gar wohl daran erkennen kann, und was uns hier am meisten berührt, so spielt vor allem das os intermaxillare eine große Rolle; es schlägt sich wirklich um den Eckzahn herum, daher denn auch, bei flüchtiger Beobachtung, der Irrtum entstanden sein mag: der ungeheure Eckzahn sei im os intermaxillare enthalten. Allein die Natur, die ihre großen Maximen nicht fahren läßt, am wenigsten in wichtigen Fällen, ließ hier eine dünne Lamelle, von der oberen Kinnlade ausgehend, die

[1]) Vor dem Erscheinen der Hempelschen Goethe-Ausgabe wurde in den Ausgaben das Jahr 1786 angegeben. Goethe selbst zitiert in Abt. II, 6, 124 Sömmerings Angabe, daß der Aufsatz 1785 verfaßt sei. Dieser Irrtum entstand wohl dadurch, daß Sömmering die Arbeit Anfang 1785 erhielt (am 27. Januar 87 sendet er sie an Merck zurück).

Wurzel des Eckzahns umgeben, um diese organischen Uranfänge vor den Anmaßungen des Zwischenknochens zu sichern. Zu fernerer Vergleichung ließ man den großen ausgewachsenen Elephantenschädel des Museums gleichfalls zeichnen, da denn sehr wunderbar auffällt: wenn bei dem jungen Subjekt die obere Kinnlade und das os intermaxillare schnabelartig hervorstreben, und der ganze Kopf in die Länge gezogen erscheint, dagegen am ausgewachsenen das Ganze in ein beinahe regelmäßiges Quadrat einzuschließen ist."

Aber Goethes Arbeit fand nicht die Aufnahme, die er erwartet hatte. Sömmering verhielt sich ablehnend: „Er will mir's gar ausreden. Ohe!" (An Merck v. 13. 2. 85). Am wenigsten fand die Schrift den Beifall Campers. Als Goethe am 2. August 1830 bei Eckermann auf diese Zeit zu sprechen kommt, weist er darauf hin, wie er zu seiner Betrübnis von Camper völlig ignoriert worden sei (Eckermann, S. 597). Der holländische Gelehrte bezeichnete die Zeichnungen als tadelnswert und lehnte die Gedanken der Arbeit selbst ab: „L'os intermaxillare n'existe pas dans l' homme" (an Merck v. 21. 3. 86).

Auch Merck war nicht ganz überzeugt. Darum sandte ihm Goethe (am 13. 2. 85) noch Beweisstücke: „eine gesprengte obere Kinnlade vom Menschen und vom Trichechus, da vergleiche und nimm Deine anderen Schädel zu Hülfe, und sieh am Affenschädel nach, was denn das für eine Sutur ist, die das os intermaxillare von der Apophysis palatina maxillae superioris trennt, gib nur auf die Lage der canalium incisivorum acht, und ich brauche nichts zu sagen." Daß sich Sömmering, dem Merck die übersandten Knochen vorlegte, von seiner ablehnenden Haltung nicht würde abbringen lassen, war für Goethe klar: „Ich glaube noch nicht, daß er sich ergibt." Hier spricht er das bittere Wort: „Einem Gelehrten von Profession traue ich zu, daß er seine fünf Sinne ableugnet. Es ist ihnen selten um den lebendigen Begriff der Sache zu tun, sondern um das, was man davon gesagt hat" (an Merck v. 8. 4. 85). Doch konnte Goethe mit Genugtuung feststellen, daß Sömmering sich bald zu der Richtigkeit seiner Entdeckung bekannte und in seinem Hauptwerk „Vom Bau des menschlichen Körpers" (1791. Goethe dankt für die Zusendung am 31. 5. 91) ausdrücklich bekennt: „Goethes sinnreicher Versuch aus der vergleichenden Knochenlehre, daß der Zwischenknochen der Oberkinnlade dem Menschen mit den übrigen Tieren gemein sei, mit sehr richtigen Abbildungen, verdiente öffentlich bekannt zu sein" (Abtl. II, 8, 124).

Anfang 1785 sandte Goethe den Elephantenschädel nach Kassel zurück, allerdings zu spät, sodaß Sömmering mit seinem Nachfolger „einige Verdrießlichkeit" hatte (an Sö. v. 6. 3. 85).

In den folgenden Jahrzehnten dauerte die in Kassel geschlossene Freundschaft unvermindert fort. Ein umfangreicher Briefwechsel setzte ein, wissenschaftliche Fragen wurden behandelt und Forschungsergebnisse ausgetauscht. Ohne Zweifel hat Sömmering auf die Förderung der osteologischen Interessen Goethes großen Einfluß ausgeübt. Noch dreimal trafen sich die beiden Männer. Ende August 1792, auf dem

Wege nach Frankreich, war Goethe mit Sömmering in Mainz zusammen (33, 4, 25 ff. Vgl. Roethe, S. 189). Im Mai 1793 traf er ihn in Frankfurt, wo er mit ihm „einige sehr aufmunternde Konferenzen" hatte (an Jacobi v. 26. 5. 93). Der bedeutsamste Brief Goethes aus den nächsten Jahren ist sein Schreiben vom 28. August 1796 mit den gedankenvollen Ausführungen über die Seele auf Grund von Sömmerings Werk „Über das Organ der Seele" (Königsberg 1796). Das letzte Zusammentreffen der beiden Männer erfolgte Anfang August 1797, als Goethe auf der dritten Schweizerreise in Frankfurt weilte. Während des Aufenthaltes trafen sie sich fast täglich (Tgb. 2, 79, 1—81, 25).

Es ist begreiflich, daß Goethe den bedeutenden Gelehrten gern für die Jenaer Universität als Nachfolger Loders gewonnen hätte (Br. v. 8. 6. 1803 u. 8. 7. 03). Aber Sömmering lehnte ab und wählte München (über den Personalwechsel an der Jenaer Universität vgl. 35, 151 f).

Noch einmal trat der Kasseler Elephantenschädel in den Vordergrund. Die in der Abhandlung über den Zwischenkieferknochen erwähnten (Abtl. II, 8, 122) Zeichnungen zu dem Schädel, die vor allem die Suturen sichtbar machen sollten, erschienen unter dem Titel „Zur vergleichenden Osteologie von Goethe. Mit Zusätzen und Bemerkungen von Dr. Ed. d'Alton" im 12. Bd. der „Verhandlungen der Kaiserlich Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher", deren Präsident Nees von Esenbeck zu Bonn war (Br. 36, 250, 300). Mit den Zeichnungen Goethes wurde die Abhandlung im 15. Bd. der Verhandlung der erwähnten Akademie veröffentlicht (zu den Zeichnungen vgl. Abtl. II, 8, 120, 26—122, 2; Br. an Merck vom 19. 12. 84).

Unvermindert hält Goethes Interesse für Sömmerings Forschung an, wie der Briefwechsel bis Mitte August 1827 zeigt. Am Schluß dieses Briefwechsels, der Jahrzehnte gedauert hat, steht die anerkennende Aufforderung an Sömmering, durch Aufzeichnungen der Nachwelt zu erhalten, was er „durch Erfindung, Fortleitung und Aufmunterung ins Jahrhundert gewirkt" (Br. v. 12. 8. 27). Besondere Ehrung erweist Goethe dem geachteten Gelehrten zu dessen fünfzigjährigem Doktorjubiläum am 7. April 1828. Er übersendet ihm vier Denkmünzen: 1. Antoine Bovys Goethemedaille von 1824 (Schulte-Strathaus, Taf. 129, a; S. 69); 2. die Jubiläumsmedaille Nr. 2 von H. F. Brandt (a. a. O. Taf. 136, b; S. 73/4); 3. die Medaille zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum Karl Augusts von H. F. Brandt; 4. die Denkmünze auf die goldene Hochzeit Karl Augusts und Luisens von A. Bovy (vgl. zu 2—4: Goethe-Jahrb. 20 [1899], S. 221 ff. Die Inschrift des Lederetuis: Br. 50, 57). Am 23. Mai 1828 erhielt Goethe von Fromann Sömmerings Porträt (Br. v. 24. 5. 28).

In seinem Aufsatz über die „Principes de Philosophie Zoologique" hat Goethe dem großen Gelehrten und geschätzten Freunde in dankbarer Anerkennung dessen, was er ihm verdankt, ein ehrendes Denkmal gesetzt (Abtl. II, 7, 190): „Samuel Thomas Sömmering ward durch Camper angeregt. Ein höchst fähiger, zum Schauen,

Bemerken, Denken aufgeweckter lebendiger Geist. Seine Arbeit über das Gehirn und der höchst sinnige Ausspruch: der Mensch unterscheide sich von den Tieren hauptsächlich dadurch, daß die Maße seines Gehirnes den Komplex der übrigen Nerven in einem hohen Grade überwiege, welches bei den übrigen Tieren nicht statthabe, war höchst folgereich. — Sein Umgang, ein briefliches Verhältnis zu ihm war durchaus erweckend und fördernd. Ein neues Faktum, eine frische Ansicht, eine tiefere Erwägung wurden mitgeteilt und jede Wirksamkeit aufgeregt. Alles Aufkeimende entwickelte sich schnell, und eine frische Jugend ahnete die Hindernisse nicht, die sich ihr entgegenzustellen auf dem Wege waren".

2. Georg Friedrich Christoph Sartorius.
(Geb. zu Kassel 1765, gest. zu Göttingen 1828)

Seit seiner Immatrikulation 1783 weilte Sartorius in Göttingen, wo er sich 1792 als Privatdozent für Geschichte niederließ. In dieser Zeit stand er in naher Beziehung zu den Göttinger Dichtern, besonders zu Bürger. 1797 wurde er zum Professor in Göttingen ernannt.

Die wissenschaftliche Haupttätigkeit von Sartorius lag auf dem Gebiete der Erforschung der Hansa in ihrem Entstehen und Werden. Ihr war sein Hauptwerk gewidmet, die „Geschichte des Hanseatischen Bundes" (3 Bände: 1802, 1803 u. 1808). Damit Sartorius das adlige Lehen Waltershausen in Unterfranken (Bezirk Königshofen) von den Nachfolgern der Marschalk von Ostheim erwerben könnte, wozu adliger Stand notwendig war, erteilte ihm König Ludwig I. von Bayern die freiherrliche Würde. Seit dieser Zeit führte Sartorius den Namen „Freiherr von Waltershausen" [1]).

Über die äußere Erscheinung von Sartorius unterrichtet ein Sonett von Heine (Ausg. v. Elster II, 62), der in Göttingen sein Schüler war (vgl. M. J. Wolff, Heine, S. 65).

Die Beziehung Goethes zu Sartorius begann während seines Aufenthaltes in Göttingen im Sommer 1801 (der erste Hinweis auf Sartorius findet sich im Tagebuch 2, 306: 24. 9. 1800). Während dieser Zeit trafen sich die beiden Männer fast täglich (Tgb. 3, 18—31). Gern gedenkt Goethe in den Annalen (35, 109, 7 f) der „freundlichen Teilnahme des Professors Sartorius, der in allem und jedem Bedürfen, dergleichen man an fremden Orten mehr oder weniger ausgesetzt ist, mit Rat und Tat fortwährend zur Hand ging, um durch ununterbrochene Geselligkeit die sämtlichen Ereignisse meines dortigen Aufenthaltes zu

---

[1]) Der Name Waltershausen ist mit der Lebensgeschichte Schillers eng verknüpft. Frau Henriette von Wolzogen, die dem Dichter in Bauerbach ein willkommenes Asyl bot, war eine — weitläufige — Verwandte der Linie Marschalk von Ostheim (sie selbst stammte aus der Linie Marisfeld-Walldorf). Auf dem Schlosse Waltershausen wurde am 25. Juli 1761 als zweites Kind des Freiherrn Philipp Marschalk von Ostheim eine Tochter Charlotte geboren, die spätere Frau von Kalb, die in Schillers Leben eine so bedeutsame Rolle gespielt hat (vgl. Weltrich, Schiller auf der Flucht. Hrsg. von J. Petersen. 1923, S. 120 ff).

einem nützlichen und erfreulichen Ganzen zu verflechten." Auf die Einladung des Gelehrten hin verbreitete sich Goethe über seine Farbenlehre und stellte optische Versuche an (35, 109, 15 f. Tgb. 3, 29: 31. 7.; 1. 8. u. 2. 8. 1801). Nach seiner Rückkehr nach Weimar schildert Goethe in seinem Brief an Sartorius den Verlauf der Reise. Seine Bitte, den Faden ihrer neu geknüpften Verbindungen nicht abreißen zu lassen, fand bei Sartorius sicher ein freudiges Echo.

Von jetzt ab setzt ein reger Briefwechsel über wissenschaftliche Fragen und ein eifriger Bücheraustausch ein. So besorgt Sartorius wiederholt von der Göttinger Bibliothek Bücher für Goethe (vgl. Br. v. 15. 11. 1802. Biedermann 8, 304 u. 10, 53).

Gegen Ende April 1802 weilte Sartorius auf kurze Zeit in Weimar (Tgb. 3, 55: 20. 4.—22. 4. 02). Daß Goethe das Interesse des Gelehrten für Dichtungen bekannt war, beweisen seine Sendungen eigener Werke („Was wir bringen", „Mahomet", „Tancred": Br. v. 15. 11. 02). Im Oktober 1803 besuchte Sartorius wieder Weimar auf der Rückreise von Berlin und ebenfalls im Oktober 1808 mit seiner Frau Karoline, geb. von Voigt. Wie das Tagebuch ausweist (Tgb. 3, 392/3), nahm sich Goethe seiner Gäste sehr herzlich an. Besondere Freude machte es ihm sicher, ein Zusammentreffen mit dem berühmten französischen Schauspieler Talma herbeizuführen, der eben — am 29. und 30. September — in Erfurt vor einem „Parterre von Königen" gespielt hatte (36, 270, 4—8). Gern nimmt Goethe die Gelegenheit war, Sartorius wertvolle Empfehlungen zu geben (an Körner v. 16. 6. 1803; an Brinkmann v. 2. 7. 03; an Reinhard v. 31. 12. 1809). Eifrig bemühte sich Goethe, für Sartorius ein Amt als Professor für Statistik an der neu gegründeten Universität Berlin und als Staatsrat in der Abteilung des öffentlichen Unterrichts zu erwirken; doch zerschlug sich der Plan (an S. v. 23. 3. 1810 und 19. 7. 1810). Anfang des Jahres 1811 sandte Sartorius an Goethe sein neuestes Werk „Über die Regierung der Ostgoten in Italien" (1811. Vgl. Tgb. 4, 183, 16. 23. 184, 7). Schon vorher hatte der Verfasser den Dichter mit dem Plan seiner Arbeit bekannt gemacht, und so sah Goethe der Vollendung mit Spannung entgegen (Br. v. 19. 7. 1810). Sein Dank enthielt den Ausdruck lobender Anerkennung (Br. v. 4. 2. 1811; vgl. an Knebel v. 19. 2. 14); seinem Hinweis auf die Arbeit an seiner Selbstbiographie folgt im Brief vom 24. 1. 1814 das Versprechen, „drei Bändchen meiner Lebenspoesie oder, wenn Sie wollen, Poetenlebens" zu senden.

In ein besonderes Verhältnis zum Weimarer Hof und in anregenden Umgang mit Goethe trat Sartorius dann 1814, als er dreimal in Weimar weilte. Im Zusammenhang mit den neuen politischen Problemen, die auf dem Wiener Kongreß behandelt werden sollten, lud Goethe Sartorius für die Osterferien nach Weimar ein. Den Grund gibt sein Brief an Karl August vom 19. 2. 1814 an: „Auf Anregung der durch Göttingen reisenden Großfürstin Katharina wird er seine Gedanken über eine neu zu bestellende Reichsverfassung aufsetzen und, wo nicht gedruckt, doch im Manuskript mitbringen". Es

lag Goethe viel daran, „daß vorzüglich unterrichtete und denkende Männer ihre Stimmen abgeben, wie es uns künftig besser werden könne." So sah er denn mit Interesse dem Plan der neuen Verfassung entgegen (Br. v. 28. 2. 14) und der Gelegenheit, mit Sartorius über die von Alexander von Miltitz übersandte Schrift „Was darf von seinen Fürsten und Völkern Deutschland jetzt hoffen, Europa erwarten?" zu sprechen (Br. an Miltitz v. 4. 4. 14).

Am 14. April 1814 traf Sartorius in Weimar ein und entwickelte im regen Verkehr mit Goethe, dem Herzog und dem Minister von Gersdorff den Entwurf seiner Reichsverfassung. Nun hatte Goethe die gewünschte Gelegenheit, „sich mit einem Manne zu unterhalten, dessen Geschäft es ist, die Kräfte und die Verhältnisse der Staaten bis auf den heutigen Tag zu kennen und gegen einander abzuwägen" (an Zelter v. 22. 4. 14). Der Eindruck, den die wissenschaftlichen Kenntnisse und die politische Klugheit von Sartorius machten, war so tief, daß Karl August auf Goethes Rat ihn zum Beirat bei der sachsen-weimarischen Gesandtschaft für den Wiener Kongreß ernannte. Mit Rücksicht auf die Dringlichkeit der Angelegenheit ließ Goethe durch eine Stafette um Antwort anfragen (Tgb. 5, 111: 5. 6. und 7. 6. 14). Welche Wertschätzung Goethe dem Historiker entgegenbrachte, zeigt sein Brief an die Herzogin vom 5. Juni: „Sartorius wäre auf alle Fälle eine treffliche Acquisition, seine großen Kenntnisse und seine freie Übersicht wirken gar glücklich mit einander, und die seinem Mannesalter beiwohnende Tätigkeit ist so gemäßigt als rastlos. Ich habe ihn bei seinem letzten Aufenthalt immer mehr schätzen gelernt."

Sartorius nahm das Anerbieten an und begleitete die weimarischen Gesandten Graf Edling und Herrn von Gersdorff zum Wiener Kongreß, wo bekanntlich Karl August unter Vergrößerung seines Landes die Würde eines Großherzogs erhielt. Während seines Aufenthaltes in Wien hat Sartorius seine Beobachtungen über die Kongreßpolitik in einem Aufsatz dargestellt und Goethe zugesandt (Tgb. 5, 141: 7. 12. 14. Vgl. Br. 25, 132, 16 f und 364 zu Nr. 6951).

Der Briefverkehr und der Austausch von Büchern gehen unvermindert weiter. Mitte September 1817 (Tgb. 6, 108: 13. 9. 1817) weilte Sartorius mit Frau wieder in Weimar, im engen Verkehr mit Goethe bis zu seiner Abreise am 9. Oktober. An der wissenschaftlichen Arbeit des Gelehrten nahm Goethe stets regen Anteil. So empfahl er das Werk Spittlers „Geschichte der europäischen Staaten" in der Fortsetzung von Sartorius seinem Sohn August als „gar trefflich" (Br. v. 3. 6. 1808). Mitte 1822 übersandte Sartorius den ersten Teil dieses Werkes in der dritten Auflage, die bis 1822 fortgeführt war („Büchervermehrungsliste vom September 1822": Tgb. 8, 322). Mit dem Dank für das „liebe Schreiben mit der gehaltreichen Beifuge" sendet Goethe ihm die „Einleitung zu öffentlichen Vorlesungen über Goethes Farbenlehre" (1822) von Leopold Dorotheus Henning, der als Dozent an der Berliner Universität besonders über Goethes Farbenlehre las (Tgb. 8, 243. Br. v. 26. 9. 22). Im Mai 1823 erhielt Goethe von Sartorius den zweiten Teil von Spittlers Werk (Bücherver-

mehrungsliste von 1823: Tgb. 9, 327). Diese Zusendung erfreute den Dichter, besonders nach seiner Erkrankung im Anfang 1823 (Br. v. 25. 5. 23; Tgb. 9, 51, 25). Wie Sömmering (vgl. S. 63), so erhielt auch Sartorius die Jubiläumsmedaille zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum Karl Augusts (Br. v. 20. 10. 25) und ebenfalls die zweite Denkmünze mit dem Bilde der Großherzogin (Br. v. 29. 12. 1825).

Noch einmal, im März 1828, kurz vor seinem Tode, weilte Sartorius in Weimar, und zwar mit seinem Sohne Wolfgang, dessen Pate Goethe war. Seine „Geschichte des Hanseatischen Bundes" studierte Goethe im Dezember 1828 (Tgb. 11, 317: 19. 12. 28). Seit 1820 war Sartorius mit einer umfassenden neuen Bearbeitung seines Hauptwerkes beschäftigt. Es sollte nunmehr zwei Teile umfassen: 1. Bd.: Die Darstellung, 2. Bd.: Die Urkunden. Auf zahlreichen Reisen wurde Material beschafft. Doch Goethes Hoffnung (Br. v. 29. 12. 25) auf baldige Vollendung des Werkes wurde nicht erfüllt. Vor dem Abschluß erreichte der Tod am 24. August 1828 den unermüdlichen Gelehrten. Der Hamburger Archivar Lappenberg übernahm die Vollendung, die 1830 erschien. In Würdigung der engen Beziehungen zwischen Goethe und Sartorius übersandte dessen Witwe am 27. Juli 1830 Goethe dieses letzte Werk, und gerührt dankte dieser im Andenken an das unermüdliche wissenschaftliche Wirken des toten Freundes (Br. 47, 177). Als letzten Hinweis auf Sartorius notiert Goethe im Tagebuch (12, 312: 3. 10. 1830) die Lektüre einer Schrift zum Andenken von Georg Sartorius, die ihn seine „vieljährigen Verhältnisse zu diesem Ehrenmanne rekapitulieren" ließ. [1])

3. Carl Caesar von Leonhard.

(Geb. in Schloß Rumpenheim bei Hanau 1779, gest. zu Heidelberg 1862).

Mineralogische und geologische Interessen führten zu Goethes Bekanntschaft mit dem namhaften Mineralogen und Geologen Carl Caesar von Leonhard.

Schon früh hatten den jungen Gelehrten geologische Studienreisen in die Nähe Goethes geführt. 1803 weilte er in Weimar und besuchte Bertuch. Man begreift die Selbstentschuldigung des Vierundzwanzigjährigen: „Daß ich nicht kühn genug gewesen, den Versuch zu machen, mich bei Goethe einzudrängen, versteht sich" (Lebensbilder I, 99). Als Ergebnis dieser Studien erschien 1805 Leonhards erstes größeres Werk, das „Handbuch einer allgemeinen topographischen Mineralogie", mit dem sich Goethe u. a. am 6. 12. 1817 beschäftigte (Tgb. 6, 144).

Das Werk, durch das die Bekanntschaft der beiden Männer vermittelt wurde, war das seit 1807 von Leonhard herausgegebene „Taschenbuch für Mineralogie" (das als „Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Palaeontologie" heute noch besteht). Von

---

[1]) Das Buch „Goethes Briefwechsel mit Georg und Caroline Sartorius." Hrsg. von Else von Monroy (Weimar 1931) konnte nicht mehr benutzt werden.

allen Wissensgebieten hat Goethe der Geologie fast sein ganzes Leben hindurch ein eingehendes Studium und größtes Interesse gewidmet. Sie war ihm der Weg, um in den Aufbau der Natur einzudringen. Geologische Aufsätze („Über den Granit", 1784 [Abtl. II, 9, 171] und „Geognostisches Tagebuch der Harzreise", 1784 [Abtl. II, 9, 155]) sind die frühesten literarischen Niederschläge dieses Interesses.

Goethes Interesse für Leonhards Mineralogisches Taschenbuch beweist sein Schreiben an Genast vom 25. 6. 1807, also unmittelbar nach dem Erscheinen des ersten Jahrgangs, mit der Bitte um Zusendung von „Leonhards Mineralogischem Taschenbuch bald möglichst". Auf Grund des Einblickes bot dann Goethe — wohl das erste und einzige Mal in seinem Leben! — seinen Aufsatz „Sammlung zur Kenntnis der Gebirge von und um Karlsbad" (Abtl. II, 9, 5) an (Br. v. 28. 9. 1807), eine Beschreibung der Gesteinssammlung des Karlsbader Wappen- und Edelsteinschneiders Joseph Müller, der dann im Jahrgang 1808 mit einer Widmung an Goethe unter dem Titel „Joseph Müllerische Sammlung" erschien. In demselben Jahrgang erschien Goethes bedeutsames Schreiben an Leonhard vom 25. November 1807 (Abtl. II, 9, 41), in dem der Dichter seine Einstellung zu mineralogisch-geologischen Fragen programmatisch umreißt und dessen bedeutendster Teil schon in seinem Schreiben vom 12. 10. 1807 enthalten war. Deutlich zeigt sich in dieser bedeutsamen Selbstcharakterisierung Goethes synthetische Naturauffassung: „Um manches Mißverständnis zu vermeiden, sollte ich freilich vor allen Dingen erklären, daß meine Art, die Gegenstände der Natur anzusehen und zu behandeln, von dem Ganzen zu dem Einzelnen, vom Totaleindruck zur Beobachtung der Teile fortschreitet, . . . daß ich da noch simultane Wirkungen erblicke, wo andere schon eine sukzessive sehen. . . Hieraus folgt, daß meine Erklärungsart sich mehr zur chemischen als zur mechanischen hinneigt" (II, 9, 42).

Auch der nächste Jahrgang, 1809, enthält von Goethes Feder zwei Arbeiten. Das Taschenbuch eröffnet der Aufsatz „Der Kammerberg bei Eger" (II, 9, 76 f), dessen Entstehungsweise Goethe als vulkanisch erklärt. Die zweite Veröffentlichung ist der Brief Goethes an Leonhard vom 18. 11. 1808 (II, 9, 209 f), eine Zusammenstellung geologischer Notizen.

Goethes großes Interesse an dem Taschenbuch läßt auch seine Bitte an Eichstädt erkennen, möglichst bald eine Besprechung des ersten Jahrgangs in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung zu bringen, „weil das Unternehmen wohl verdient, daß man es befördere" (Br. v. 24. 10. 07).

Hauptsächlich auf Betreiben Leonhards war 1808 die „Wetterauische Gesellschaft für die gesamte Naturkunde" in Hanau gegründet worden (Lebensbilder I, 194 ff). Bald nach der Gründung erhielt Goethe ein Diplom der Gesellschaft (vgl. S. 16) mit der Einladung, sich an den wissenschaftlichen Arbeiten zu beteiligen. Goethes Dankschreiben vom 9. Januar 1809 verspricht seine Mitarbeit. Doch kam es weder dazu, noch arbeitete Goethe fortan an dem Taschenbuch mit.

Andere Arbeiten drängten die mineralogischen zurück. Gleichwohl blieb sein Interesse an mineralogisch-geologischen Fragen bestehen (vgl. Br. v. 8. 5. 1811: „So manche Dinge liegen vorbereitet, ohne daß ich zur Bearbeitung derselben gelangen kann"). Doch werden geologische Fragen auch in den Briefen der Folgezeit besprochen; Sendungen von Mineralien unterstützen die theoretischen Ausführungen.

Die unheilvolle Schlacht bei Hanau (30. Oktober 1813) erregte Goethes besondere Teilnahme, und bewegt gibt er seiner Freude Ausdruck, daß Leonhard wohlbehalten geblieben ist (an Trebra v. 24. 11. 1813). Als Zusammenfassung über alles, was diese Schlacht betraf, sandte Leonhard an Goethe einen eingehenden Bericht über deren Verlauf (Lebensbilder I, 405), den dieser Karl August als „bedeutenden Beitrag zur neuesten Kriegsgeschichte" empfahl (Br. v. 19. 2. 1814). Ein Plan der Schlacht, den der Hanauer Ingenieur Spangenberg in Leonhards Auftrag an Goethe sandte (am 13. 3. 14), diente als willkommenes Anschauungsmaterial (Goethes Dank vom 26. 4. 14).

Als Leonhard nach der Rückkehr Hanaus zur früheren hessischen Herrschaft seine Stellung verlor (der Kurfürst hatte alle Anstellungen und Titel, die während seiner Abwesenheit verliehen worden waren, für nichtig erklärt und den Zustand von 1806 wieder eingeführt! Leonhard war in der Zwischenzeit zum Geheimen Rat und General-Domäneninspektor befördert worden), wandte er sich an seinen Gönner in Weimar (10. 1. 14). Wohl ließ Goethe durch seinen Sohn, der Anfang 1814 in Frankfurt weilte, Erkundigungen einziehen, „was man von Geheimrat Leonhard in Hanau denkt und sagt" (Br. v. 17. 1. 14), und bei Karl August erkundigt er sich nach der Möglichkeit, Leonhard nach Jena zu ziehen (Br. v. 19. 2. 14). Doch blieb Leonhards Bitte erfolglos, denn Goethe wollte bei dem hessischen Landesherrn nicht anstoßen („in despectum gleichsam ihrer Landesherren": an Voigt v. 15. 1. 14). Seltsamerweise spricht Goethe in seinem Briefe vom 1. 7. 14, der in verschleierter Form die Ablehnung enthält, von einem „Freunde" Leonhards, für den er sich verwenden wolle, und dieser selbst unterstützt die Fiktion, indem er sie auf Coudray deutet, der damals in Fulda weilte und sich aus dem hessischen Dienste wegsehnte (Lebensbilder I, 413).

Es ist selbstverständlich, daß Goethe den Wunsch hegen mußte, den geschätzten Gelehrten auch persönlich kennenzulernen. Die Begegnung fand im Sommer 1814 statt, als Goethe auf der Reise nach Wiesbaden sich befand. Allerdings traf er auf der Hinreise in Hanau Leonhard nicht an.

Am 6. August 1814 standen sich dann in Wiesbaden die beiden Männer zum erstenmal persönlich gegenüber (Lebensbilder I, 440 f). Goethe hatte eingeladen (Br. v. 1. 8. 14). Mit Begeisterung schildert Leonhard die unvergeßlichen Stunden dieses Zusammenseins mit dem „Heros der Wissenschaft", der ihn „zutraulich, bequem und gütig, offen, frei und herzlich, mit der ihm gegebenen Leichtigkeit sich mitzuteilen, es sei schriftlich oder mündlich" begrüßte. Diese Begeisterung spricht aus seinen Worten: „Bezaubert von der Persönlichkeit — die Er-

scheinung allein war erhebend —, schied ich. Wie hatte sich die Bewunderung gesteigert, welche ich dem großen Manne nie versagt. Leuchtenden Blickes erzählte ich den Meinen, und wer in Hanau es hören wollte, vom ausdrucksvollen Gesicht, von der hohen, gedankenreichen, edlen Stirn . . . Alles wußte ich begeistert zu schildern, und wie Goethe nicht genug zu loben und zu lieben sei" (a. a. O. I, 441/2).

Leonhards Einladung zum Besuch in Hanau (a. a. O. I, 441) hatte Goethe angenommen, und so traf er auf der Rückreise von Wiesbaden am 20. Oktober 1814 in Hanau ein, wo er sich bis zum 24. Oktober aufhielt. Leonhards Darstellung (a. a. O. I, 442 ff) bietet eine anschauliche Schilderung jener Tage, während Goethes Tagebuch nur nüchterne Einzelheiten bringt: ein deutlicher Beweis der verschiedenen Auffassung von der Bedeutung dieses Aufenthaltes für die beiden Männer. Goethes Hauptinteresse galt natürlich der Mineraliensammlung Leonhards, die er bereits früher (Br. v. 19. 2. 14) auf „wenigstens drittehalbhundert Zentner" geschätzt hatte. Mit das Wertvollste in Leonhards Darstellung ist ohne Zweifel seine Wiedergabe von Goethes Ausführungen über die Prinzipien seiner Farbenlehre (a. a. O. I, 443—445). Es war natürlich für Leonhard eine besondere Freude, dem gefeierten Dichter eine Vorstellung in dem von ihm geleiteten Liebhabertheater (vgl. S. 48) vorführen zu können, wie denn überhaupt bei Leonhards Darstellung diese Seite mehr in den Vordergrund tritt. In dem Theater sah Goethe am 22. Oktober u. a. das für ihn neue Lustspiel „Der Vetter aus Bremen" von Theodor Körner, das ihn sehr ergötzte. Mit dem größten Interesse ließ sich Goethe die Geschichte dieses Theaters erzählen und bot aus seiner praktischen Erfahrung als Theaterleiter eine Fülle wertvoller Anregungen. Besonders äußerte er sich eingehend über die Bedeutung der Leseproben, auf die er ja auch in Weimar besonderen Wert legte (vgl. „Wilhelm Meister" 22, 179, 15—180, 5). In Gedenken an die Weimarer Aufführung von Schillers Glocke (10. August 1805) regte er eine ähnliche Aufführung für Hanau an, die aber an der Unzulänglichkeit der technischen Mittel scheiterte. Wie tief der Eindruck dieser Tage für Leonhard war, lassen seine Worte erkennen: „Für mich blieben die Tage, welche Goethe in Hanau verbrachte, die ich mit ihm durchlebte, flüchtige Sonnenblicke, Feste eines wahrhaft erhöhten und befriedigten Daseins. Sie sind mir ewig unvergeßlich." (a. a. O. I, 453).

Als dann Goethe wieder in Weimar war, gedachte er dankbar der günstigen Gelegenheit, „in dem Kabinett des Herrn Geheimrat Leonhard alle meine Kenntnisse des anorganischen Reiches rekapitulieren und sie nicht wenig vermehren" zu können (Br. an F. A. Wolff v. 8. 11. 14). Eine genaue Charakterisierung dieser von Goethe sehr geschätzten Sammlung findet sich in dem Briefe an den Frankfurter Gelehrten C. H. Schlosser vom 23. 11. 1814: „Haben Sie sein oryktognostisches Kabinett gesehen und wieder gesehen, so bleibt Ihnen kein Mineral unbekannt. So ist auch seine Folge von Gebirgsarten höchst bedeutend und ausgewählt. Setzen Sie hinzu, daß er sich gegenwärtig mit Leidenschaft auf die Kenntnis der Petrefakten wirft,

daß er bei eröffneter Kommunikation zwischen Ländern und Reichen seine Korrespondenz überall hin verbreitet, . . . so werden Sie sich leicht überzeugen, daß vielleicht in ganz Deutschland sich keine so günstige Gelegenheit als in Ihrer nächsten Nähe darbietet".

Daß Goethe um diese Zeit an einer Schrift Leonhards mitarbeitete, beweist sein Brief an Schlosser vom 4. 12. 14. Nach dem Hinweis auf Leonhards augenblickliche Arbeit an geologischen Tabellen fährt er fort: „und ich trage, was ich weiß und vermag, gern und willig bei, daß diese Arbeit recht nützlich werde. Ich erwarte soeben die Tabelle über das Alter der Metalle, wo ich, besonders von vornherein, was ich über die Zinnformation beobachtet, mitzuteilen gedenke." Es handelt sich um die „Propädeutik der Mineralogie" (1817) von Leonhard, Kopp und Gärtner. Nachweisbar ist Goethes Mitarbeit nur in dem Abschnitt über Zinn (Br. v. 27. 2. 15; Abtl. II, 13, 386). In voller Überzeugung stimmte Goethe in demselben Briefe der von Leonhard erkannten und betonten Bedeutung der Paragenese (gleichzeitiges Vorkommen) der Mineralien bei.

In ähnlicher Weise wird Leonhard Goethes Mitarbeiter. Als nämlich Goethe bei der Arbeit an „Kunst und Altertum am Rhein und Main" einen Abschnitt über Hanau brauchte, wandte er sich, um die nötigen Unterlagen zu erhalten, natürlich an Leonhard als den besten Gewährsmann: „Nun muß ich notwendig auch von Hanau reden, und ich hätte gern diese merkwürdige Stadt unter Ihrer Anleitung nochmals besucht, da mir aber dieses nicht gelungen, so nehme ich mir die Freiheit, hierbei ein Blatt zu übersenden, auf welchem aus dem Gedächtnis die Hauptpunkte verzeichnet sind, mit der Bitte um vollständigere Nachricht von allem, was Hanau in diesem Sinne merkwürdig macht" (Br. v. 20. 10. 15). Leonhard erfüllte so rasch Goethes Bitte, daß dieser schon am 6. 11. 15 für die „so schöne und gründliche Nachricht von Hanau" danken konnte. Diesen Bericht aus Leonhards Feder, der das geistige Leben Hanaus eingehend schildert, nahm Goethe mit kleinen Änderungen (34 II, 44—46) wörtlich auf (34 I, 139/149, 3). Die wesentlichste Änderung betrifft Leonhards Kritik an dem „sinnlosen Gouvernement", das den Untergang der Wetterauischen Gesellschaft herbeiführe (Br. L.' v. 30. 10. Vgl. 34 II, 43). Goethes viel kürzerer Entwurf (34 II, 35; das „Blatt" des Briefes vom 20. 10.) enthält wohl nur, was der Dichter in Hanau wirklich gesehen hat. Eine Inhaltsangabe des Leonhardschen Berichtes gibt die Anzeige Goethes im „Morgenblatt" vom März 1816 in dem Abschnitt über Hanau (49 I, 11—12).

Zu spät kam Goethes Anerbieten, dem Freunde bei der Wahl eines neuen Wirkungskreises, etwa in Köln oder Bonn, behilflich zu sein (Br. v. 6. 11. 15). Ende 1815 erhielt Leonhard eine Berufung an die Akademie der Wissenschaften in München (Lebensbilder I, 503). Unter den ersten Gratulanten war Goethe (Br. v. 2. 1. 1816).

Zu erneutem Briefwechsel über mineralogische Fragen führte Leonhards Anfrage bei Goethe über die Wahl eines Themas für seine Antrittsrede in München. In einer tiefschürfenden, wertvollen Dar-

legung rät ihm Goethe von dem beabsichtigten Thema, nämlich über das Alter der Edelsteine, ab (Br. v. 29. 4. 16). Leonhard befolgte den Rat und sprach über „Bedeutung und Stand der Mineralogie" (erschienen zu Frankfurt 1816). Am 6. 11. 1816 übersandte er diese Rede an Goethe (Tgb. 5, 284. Br. 27, 426), der in seiner rühmenden Anerkennung an den Verfasser die Benutzung der Rede hervorhebt „um mich daran zu prüfen und so auf einmal einzusehen, was ich wußte, was ich vergessen und was noch zu lernen sei" (Br. v. 24. 12. 16).

Als dann Goethe am 30. August 1817 die „Propädeutik der Mineralien" erhielt, zu der er ja selbst einen Beitrag beigesteuert hatte (Tgb. 6, 100), dankte er für das „höchst bedeutende Werk, welches den Verehrern der Wissenschaft nicht mehr von der Seite kommen darf" (Br. v. 15. 9. 1817). In Befolgung dieser Worte begann er sofort die Neuordnung seiner Mineralien an Hand dieser Schrift. Weitere Beschäftigung mit einer Schrift Leonhards verzeichnet das Tagebuch (6, 144) am 6. 12. 1817, als Goethe sich wieder mit dessen „Handbuch der allgemeinen topographischen Mineralogie", der erwähnten Erstlingsschrift, befaßte.

Von Goethes Aufenthalt in Hanau im Oktober 1814 an hatte ein reger Briefwechsel mit Leonhard eingesetzt. Daß dieser in den folgenden Jahren nachließ, beruht auf der gegensätzlichen Stellung zu dem Problem der Bildung der Erdrinde und der Gesteine durch neptunische oder durch vulkanische Kräfte. Goethe als eifriger Anhänger des Neptunismus und überzeugter Schüler Abraham Gottlob Werners sah mit Unwillen, wie die Überzeugung vom vulkanischen Ursprung immer siegreicher sich Bahn brach. Der Probierstein beider Anschauungen war der Basalt, und eine Anfrage Goethes (v. 8. 1. 1819) über die Stellungnahme Leonhards führte infolge von dessen klarem Bekenntnis (Lebensbilder I, 620/22) zu einer gewissen Entfremdung. Obwohl Goethe auf dieses Schreiben hin sein Interesse für die neue Anschauung bekundete (Br. v. 19. 9. 1819), floß der Briefwechsel von jetzt ab spärlicher, und es ist charakteristisch, daß wissenschaftliche Fragen nicht mehr erörtert wurden.

Das bedeutendste Ereignis in den letzten Jahren war das Wiedersehen in Jena am 27. Oktober 1821 (Tgb. 8, 125). Wenn auch Leonhard begreiflicherweise diese Begegnung zum größten Gewinn seiner Reise zählte (Lebensbilder II, 33), so scheint doch Goethe auch jetzt, da er den Mineralogen vor sich hatte, wissenschaftliche Fragen vermieden zu haben. Denn Leonhard weiß nur vom Weimarer Theater zu erzählen. Nur aus Goethes Tagebuch (8, 129) und aus dem Brief 35, 163/5 ergibt sich, daß Leonhard in dem mineralogischen Museum zu Jena sich über seine Darstellung der Kristallographie verbreitet hat.

Leonhard sendet weiterhin seine neuesten Veröffentlichungen, darunter das Taschenbuch, und Mineralien. In langen Zwischenräumen folgen Goethes Briefe (23. 4. 1823; 3. 2. 1826; 13. 2. 1827; 12. 1. 1828; 24. 12. 1830), in denen äußere Fragen der Mineralogie berührt werden. Goethes mineralogische Berater waren nunmehr

Kaspar Graf Sternberg und Soret. Die letzte Sendung Leonhards auf Goethes Wunsch (Br. v. 24. 12. 1830) waren Musterstücke von der verglasten Burg Craig Phadric im Norden von Juverneß (Tgb. 13, 4).

Stets, auch in diesen letzten Jahren, hat Goethe Leonhards Verdienste rühmend anerkannt, und die menschliche Wertschätzung hat unter wissenschaftlichen Meinungsverschiedenheiten nicht gelitten. Ein ehrenvolles Denkmal aber hat Goethe dem geschätzten Mineralogen und Freunde gesetzt in den „Maximen und Reflexionen" (Abtl. II, 11, S. 106), wo er Leonhard rühmt, der es verstanden habe, in seinen Schriften sowohl „das neu Empirisch-Aufgefundene als die neubeliebten Methoden" darzulegen. So nennt er Leonhard einen der zwei „Willkommenen", der diese Tat vollbracht habe.

4. Die Brüder Grimm.

a) Jakob Grimm
(Geb. zu Hanau 1785, gest. zu Berlin 1863)

b) Wilhelm Grimm
(Geb. zu Hanau 1786, gest. zu Berlin 1859)

c) Ludwig Grimm
(Geb. zu Hanau 1790, gest. zu Kassel 1863)

Goethes Zuneignung zu den Brüdern Grimm ist ein deutlicher Ausdruck seiner steigenden Sympathie für die neu erwachte Beschäftigung mit der deutschen Vorzeit.

Wie fern Goethe das germanische Altertum eigentlich lag, zeigen die Stoffe seiner Dichtungen; deutsche Stoffe stammen erst aus der Umwelt des 15. und 16. Jahrhunderts Der in Straßburg unter Herders Führung eingeschlagene Weg führte bald über den Mannheimer Antikensaal von der deutschen Welt zur Antike. Italien zeigte Goethe, daß nur durch das Medium der Antike eine wahrhaft deutsche Kultur blühen könne: Faust mußte sich erst mit Helena vermählen, ehe Euphorion entstehen konnte.

Goethes Gestalt und Wirken trat den Brüdern Grimm erst mit ihrem Eintritt in den Kreis um Savigny näher, den großen Goetheverehrer, der dem „Wilhelm Meister" sein Werden verdankte. Noch aber bestand ihr Verhältnis zu Goethe nur im regsten Interesse für seine Schriften.

Nachdem Jakob Grimm einer Einladung Savignys nach Paris im Anfang 1805 gefolgt war, bilden im Briefwechsel der beiden Brüder die Mitteilungen über neue Schriften Goethes einen wesentlichen Bestandteil. Wir hören von Anschaffungen Goethescher Schriften für ihre kleine Bibliothek, Erkundigungen über neue Werke werden eingezogen, und wir fühlen die Freude nach, als Jakob Briefe Goethes aus Savignys Besitz abschreiben und somit dem verehrten Dichter nahe treten darf. Schon aus der Tatsache, daß Goethe der Übersetzer oder

Verfasser ist, ergibt sich bei Wilhelms Begeisterung, „daß alles sehr interessant ist“. Wie glücklich sind die Brüder, als sie die drei Bearbeitungen fremder Stoffe durch Goethe kennengelernt haben: die Übersetzungen der Selbstbiographie des Benvenuto Cellini und von Diderots „Rameaus Neffe“ sowie die Bearbeitung „Winckelmann und sein Jahrhundert“, „worüber aber goethische Form verbreitet ist, mit köstlichen Anhängen und eigenen Gedanken über diese verschiedenen Künstler“. Hier, auf französischem Boden, angesichts der herrlichen Werke altdeutscher Malerei, geht Jakob das Verständnis für den Wert Goethes auf: „Der Goethe ist ein Mann, wofür wir Deutsche Gott nicht genug danken können, er kommt mir gerade wie Raffael vor!“ Bei Wilhelm macht die Bereicherung ihrer Bibliothek mit Goethes Schriften Fortschritte. Am 10. 8. 1805 kann er seinem Bruder melden, daß er vier Göschenbände von Goethes Werken erhalten hat.

Die erste — indirekte — Beziehung der Brüder zu Goethe wurde durch „Des Knaben Wunderhorn“ herbeigeführt, das Goethe gewidmet war und von diesem freundlich aufgenommen wurde. Denn an diesem Werke haben die Brüder besonderen Anteil genommen mit eigenen Beiträgen, mit guten Ratschlägen und mit Zeichnungen. Wilhelm hat das Bild zum 2. Band gezeichnet; Ludwig, damals siebzehn Jahre alt, lieferte nach einer alten Vorlage die Bilder zum 3. Band und hatte auch am Kupfertitel für das Werk gearbeitet.

Diese erste Bekanntschaft mit den Grimms förderte die „Zeitung für Einsiedler“ (als Buchausgabe „Trösteinsamkeit“ mit zehn, meist von Ludwig Grimm gestochenen Kupfertafeln), in deren Nummern Beiträge der Brüder standen. (z. B. Wilhelms Übersetzung altdänischer Lieder und Jakobs Aufsatz über das Nibelungenlied). Daß Goethe die Hefte las und somit auch die Grimms kennenlernte, bezeugen seine Briefe an Bettina v. 4. 5. 1808 und 22. 6. 1808 (Schr. d. G.-Ges. 14, 169 u. 171) und an Knebel vom 25. 11. 1808.

Weitere Quellen zur Bekanntschaft Goethes mit den Grimms sind folgende Tatsachen. 1807 spricht Savigny bei Goethe von zwei jungen Leuten in Kassel, die schöne Kenntnisse und eine Sammlung von Werken der altdeutschen Literatur besäßen (Riemers Notiz vom 9. 11. 1807). Am 1. April 1808 sendet Arnim Goethe die 3. Nummer der Einsiedlerzeitung und macht in dem Begleitbrief auf den in dieser enthaltenen „Nachstich des alten Sichemschen Blattes von einem jungen Grimm in Kassel gearbeitet“ aufmerksam (Schr. d. G.-Ges. 14. 127); dann fährt er fort: „Der Nachstich von einem alten Holzschnitte ist der erste Versuch eines jungen Menschen, der bis dahin nichts als mathematische Figuren in Kupfer gestochen hatte, ich denke noch manches von ihm kopieren zu lassen“. (Vgl. Tgb. 3, 329). Auch in seinem Schreiben vom 29. September 1808 weist Arnim auf Ludwig Grimm hin: „Das alte Bild vor der 3. Teile, wie Lieder und Liebe, verbunden durch einen Vogel, den Ring zum Preis erhalten, ist von einem jungen Menschen, Ludwig Grimm, der sich seit einiger Zeit bei mir aufhält, radiert, ich wünsche ihm jetzt einen recht fleißigen Maler zum Lehrer . . .“ — „Ich bin in Verlegenheit, was ich dem jungen Mann raten

soll, der gute Anlage und Fleiß hat und es als Kupferstecher sicher zu etwas Tüchtigem bringt" (a. a. O. S. 134). Schließlich wies Bettina in ihrem Brief vom 18. Oktober 1808 auf Ludwig Grimm hin (s. u.!). So war also Goethe hinreichend über die Grimms unterrichtet, als er Wilhelm und Ludwig persönlich kennenlernte.

Die Bekanntschaft Ludwig Grimms mit Goethe leitete Bettina von Arnim ein. Bereits Ende 1807 hatte Ludwig die Bettina in Kassel kennengelernt und damals von ihr eine Zeichnung angefertigt. Dieses in echt romantischem Geiste gehaltene Bild, das Steig gekannt hat (a. a. O. S. 51) und das nach Stoll (a. a. O. S. 96) nicht mehr vorhanden ist, war eine Vorstudie zu dem Bild mit dem Wintergarten Arnims. Nach dieser Vorstudie scheint die Zeichnung gefertigt zu sein, die Stoll (a. a. O. S. 144/5) gibt. Anfang Januar 1808 teilt Bettina aus Kassel Goethe mit, daß sie gemalt würde („in Karls des Großen Jugendjahren" lesend). Am 21. November 1809 spricht sie davon, daß Ludwig Grimm „schon vor zwei Jahren, da er noch gar wenig Übung hatte" ein Bildchen von ihr geschaffen habe. Ein Zeuge für die Existenz eines Bildes aus 1808 ist Engelhards Hinweis „an dem Morgen, wo Grimm Ihr Porträt malte" vom 5. Mai 1808 (Jahrb. d. Fr. d. Hochstifts 1912, 302; vgl. die Nachbildung einer Bleistiftzeichnung bei Bergemann, a. a. O. S. 200, die von Ludw. Grimm herrühren kann).

In Landshut, anläßlich eines Besuches bei Savigny im Spätsommer 1809, zeichnete Ludwig „die Bettine, wie sie Arnims „Wintergarten" in der Hand hat" (Bergemann a. a. O. S. 280; Könnecke, Bilderatlas [2. Aufl. 1912] S. 293). Dieses Bild schickte Bettina am 18. Oktober 1809 an Goethe mit einem Begleitschreiben, worin sie Ludwig als einen „jungen Kupferstecher" charakterisiert, der in München studiere. Goethe antwortete am 3. November 1809. Entgegen dem Urteil Arnims und Brentanos bezeichnet er das Bild als „sehr natürlich und kunstreich dabei, ernst und lieblich" und erkennt das Können des jungen Grimm an: „Sage dem Künstler etwas Freundliches darüber und zugleich: er möge ja fortfahren, sich im Radieren nach der Natur zu üben, das Unmittelbare fühlt sich gleich". Um aber seine Kunst recht zu erproben, soll Bettina den Künstler veranlassen, sein Können auch an einer anderen Person zu zeigen, die Goethe kenne. Als dann Wilhelm Grimm am 13. Dezember 1809 bei Goethe zu Gast war, wurde die Radierung besprochen und Goethe schenkte ihm einen von den Abdrücken, die Bettina, seinem Wunsch entsprechend, eingesandt hatte. Das Urteil des Dichters teilt Wilhelm seinem Bruder mit (Jugendbriefe S. 204): „Er lobte das Bild sehr, es sei eine sehr zarte Nadel darin, recht ehrlich und überhaupt schön komponiert und gehalten und habe ihm viel Freude gemacht."

Goethes Wunsch, Näheres über den unbekannten Künstler zu erfahren, erfüllte Bettina bereits am 21. November 1809 (Bergemann, a. a. O. S. 279): „Der junge Mensch, welcher mein Bildchen radiert hat, ist aus einer Familie, deren jedes einzelne Mitglied mit großer Aufmerksamkeit an Deinem Beginnen hängt und deren vorzügliche

Gemütsepochen auch größtens durch Dich hervorgebracht sind. . . Sie heißen Grimm; Du magst schon anderwärts von ihnen haben rühmlich sprechen hören.“ Am 13. Dezember 1809 sandte Bettina neue Bilder Ludwigs an Goethe (Bergemann, a. a. O. S. 285). Diese Kupfer, nach der Natur auf einem Ausflug nach dem Starnbergersee (Bergemann, S. 280: Br. v. 21. 11. 09) gezeichnet, gehören sicher zu dem „Schatz von kleinen Bildern, immer mit ängstlicher Treue nachgeahmt“ (a. a. O. S. 280). Sie sollten die Anregung durch Goethes Lob beweisen: „Er will jetzt etwas machen, was Dir noch besser gefallen soll“ (a. a. O. S. 285). Ende 1809 radierte Ludwig auch Goethes Kopf nach einem Gipsabguß von Kügelgens Wachsplakette (Schulte-Strathaus, Taf. 95).

Im Frühjahr 1809, auf seiner Reise nach Halle, kam Wilhelm Grimm durch Weimar (29. März). Goethe konnte er nicht besuchen, da dieser ausgefahren war. In Halle, wo er u. a. auch bei dem Kapellmeister Reichardt wohnte, den er von Kassel aus kannte, trat Wilhelm in eine Umwelt ein, die in der Verehrung für Goethe lebte und wo man über die neuen Werke Goethes unterrichtet war. So kann denn Wilhelm seinen Bruder auf dem Laufenden halten wie damals bei dessen Pariser Aufenthalt. Am 2. August teilt er Jakob die literarische Neuigkeit mit, daß Goethe an einer Fortsetzung des „Wilhelm Meister“ arbeite, in der aber nur vier Personen auftreten (es handelt sich um eine Verwechslung der „Wahlverwandtschaften“ mit „Wilhelm Meisters Wanderjahren“, von denen die vier ersten Kapitel im „Taschenbuch für Damen“ 1810 erschienen). Wilhelms Urteil über die „Wahlverwandtschaften“ charakterisiert „die erste Hälfte des ersten Bandes über alle Begriffe langweilig, das andere aber herrlich, rührend und von einer seltenen Gewalt der Darstellung, aber jenen Fehler vergißt man doch nicht“ (28. 10. 09). Jakob ist anderer Meinung. Ihm ist der von Wilhelm getadelte langweilige Anfang der Weg ins eigentliche Leben, der sich „durch alle Konvenienzen hindurch, durch alles förmliche Wesen“ einbrechen muß. Im „Wilhelm Meister“ sei es so ähnlich. In der Gestalt des Architekten erkennt er gleich seinen Kasseler Mitschüler vom Lyzeum Daniel Engelhard (vgl. S. 30). Als besondere Eigenart weist er auf das Walten des Zufalls und des Schicksals gegen Goethes sonstige Gewohnheit hin. Eingehend geht Wilhelm auf dieses Urteil ein. Die Tatsache, daß das neue Werk so verschiedenartige Urteile hervorrufe, beweise den großen Geist des Verfassers. Den Eindruck der Langeweile im Anfange erklärt Wilhelm aus der Art der Entstehung, „weil es durchaus diktiert ist, wo der Faden wohl nicht streng angehalten worden, sondern ganz gemächlich abgehaspelt worden und zuweilen auf die Lehne des Schlafsessels herabgefallen ist.“

„Den Goethe wirst Du nun sehen!“ schrieb Jakob am 24. November 1809.

Am 11. Dezember 1809 weilte Wilhelm in Weimar und begab sich mit Arnims Empfehlungsbrief (vom 19. 11. 09; Arnim rühmt Gr.' wissenschaftliche Leistungen und bittet Goethe, ihm die Benutzung

der Weimarer und Jenaer Bibliothek zu erleichtern. Schr. d. G.-Ges. 14, 143) zu Goethe, der ihn aber wegen Unpäßlichkeit nicht empfing. Über seinen Besuch am nächsten Tag berichtet er eingehend Jakob (Br. v. 13. 12. 09; vgl. Strieder-Justi S. 177/8; Tgb. 4, 83/5; Annalen 36, 45, 23). Genau schildert er Goethes Haus. Nach kurzem Warten erschien der Dichter „ganz schwarz angezogen mit den beiden Orden und ein wenig gepudert. Ich hatte nun sein Bild oft gesehen und wußte es auswendig, und dennoch, wie wurde ich überrascht über die Hoheit, Vollendung, Einfachheit und Güte dieses Angesichts." Bei der Unterhaltung ging Goethe auf das Interessengebiet seines Gastes ein, und er sprach „von dem Nibelungenlied, von der nordischen Poesie, von einem Isländer Arndt, der eben dagewesen und ein vollständiges Manuskript der Edda Saemundia gehabt, . . . von den alten Romanen, er lese eben den Simplizissimus". Tatsächlich war Goethe damals für nordische Vorzeit interessiert. In den Mittwochsgesellschaften wurden die Nibelungen besprochen sowie andere mittelalterliche Heldendichtungen. Durch die Anwesenheit des „Runenantiquars" Arendt, der Vorträge über Runen und nordische Altertümer hielt, wurde dies Interesse vertieft, sodaß Wilhelm Grimm vorbereiteten Boden fand und dann durch seine Gegenwart besonders dazu beitrug, „daß man deutsche Sprachaltertümer hervorhob und immer mehr schätzen lernte" (36, 45, 3 f und 36, 72, 25 f; Br. an Knebel v. 25. 11. 08). Am 13. Dezember war Wilhelm Grimm Goethes Tischgast; in dem erwähnten Brief an Jakob schildert er den Verlauf des Essens. Während der Unterhaltung kam die Rede auf Ludwigs Bild der Bettina, das Goethe sehr lobte.

Bei dieser Gelegenheit durchsuchte Wilhelm die Bibliothek, wo er zwei Manuskripte entdeckte, die für ihn von besonderer Bedeutung waren, nämlich eines mit Fabliaux und Erzählungen von Teichner und eine Sammlung von Minneliedern. Allerdings war es nicht möglich, daß er diese Handschriften sofort nach Kassel mitnahm; vielmehr erhielt er diese erst, nachdem Jakob in seiner Eigenschaft als Bibliothekar dienstlich um die Manuskripte gebeten hatte. Dieses Gesuch Jakobs ist verloren. Goethe befürwortete es am 18. Januar 1810 bei Voigt und entlieh die Werke auf seinen eigenen Namen. Am 19. 1. 1810 sandte er sie nach Kassel: „An den Staatsratsauditor und Bibliothekar Grimm in Kassel, mit zwei Manuskripten von der Bibliothek" (Tgb. 4, 91; Begleitschreiben bei Schr. d. G.-Ges. 14, 198). Das eine Manuskript war eine Papierhandschrift, wahrscheinlich aus dem 15. Jahrhundert, mit Liedern, das andere eine Papierhandschrift aus derselben Zeit mit Erzählungen und kleinen Gedichten. Diese Handschriften fanden Verwendung in den Schriften „Über den altdeutschen Meistergesang" (1811) und in den „Altdeutschen Wäldern" (1815). Am 8. Juni 1810 sandte Wilhelm die Manuskripte zurück. In dem Begleitschreiben (Schr. d. G.-Ges. 14, 199) erwähnt er die Sendung eines bayrischen Volksbuches (nicht festzustellen) und gibt die Quelle an zu einer Romanze, die Goethe ihm wahrscheinlich in Weimar vorgelegt hatte.

Wilhelm überreichte Goethe seine dänischen Heldenlieder, die dieser anerkennend besprach. Grimms Wunsch nach einer Vorrede von seiner Feder erfüllte Goethe nicht. Schon im April des Jahres hatte Arnim den gleichen Wunsch ausgesprochen (Schr. d. G.-Ges. 14, 142). Goethe aber erblickte in der stark anwachsenden Beschäftigung eine Gefahr für die deutsche Kultur, die aus dem klassischen Griechentum geboren werden mußte, und so sah er von einer Empfehlung derartiger Dichtungen ab. In Buchform erschienen dann diese Lieder unter dem Titel „Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen, übersetzt von Wilhelm Karl Grimm" im Jahre 1811. Ludwig Grimm hatte die Titelvignette gestochen. Am 18. Juni 1811 sandte Wilhelm Goethe mit einem langen Begleitschreiben ein Exemplar zu, dessen Ankunft beinahe mit Jakobs Besuch in Weimar, der aber erfolglos war, zusammengefallen wäre. Das umfangreiche Schreiben (Schr. d. G.-Ges. 14, 200) wiederholt z. T. die Vorrede zu den Heldenliedern und sucht Goethes Interesse für ihre Eddastudien zu erwecken. Als Anlage folgte das erste Lied „Lied Sigurdurs mit Brynhilldurs Weissagung". Dazu übersandte Wilhelm zwei Arbeiten Ludwigs, Nachstiche von Cranachs Luther und Melanchthon (beide heute noch im Goethehaus zu Weimar; über die Ankunft der Sendung vgl. Tgb. v. 9. 7. 1811). Mit der Antwort Goethes vom 18. 8. 1811 (Schr. d. G.-Ges. 14, 204) war Wilhelm wenig zufrieden. Er klagt an Görres (12. 12. 1812) über die „nachgeschlagenen, inwendig kupfernen Perioden". Er vermißte das Wesentliche, ein tiefgehendes Urteil, das ihn auch gegen Jakobs ablehnenden Standpunkt gestützt hätte. Jakob aber verstand eher diese Zurückhaltung Goethes altgermanischen Dichtungen gegenüber und führte sie richtig zurück auf seine Neigung zum klassischen Altertum. Mit Interesse verfolgen die Brüder weiter Neuerscheinungen Goethes, und Wilhelm spricht sich öffentlich über den Dichter aus 1812, als er in den „Heidelbergischen Jahrbüchern" Franz Horns Buch „Die schöne Literatur Deutschlands während des 18. Jahrhunderts" bespricht.

Persönlich sollte dann L u d w i g Goethe kennenlernen am 5. September 1815 im Hause der Familie von Guaita zu Frankfurt. Goethe befand sich damals auf der zweiten Rheinreise; vom 12. August bis 18. September hielt er sich in Frankfurt auf. Ludwigs Angabe (Stoll, a. a. O. S. 208), er habe Goethe im Brentanoschen Hause getroffen, beruht auf einem Irrtum. Am 5. September hatte Goethe nur die Bildersammlung im Hause Franz Brentanos besucht (Tgb. 5, 180: „Brentano Cabinett"). Wilhelm hatte seinem Bruder den Wunsch Goethes, dessen Zeichnungen zu sehen, mitgeteilt, und so betrachtete Goethe nach dem Essen die Skizzen, Bildnisse und Landschaften genau. Es waren Zeichnungen, die Ludwig kürzlich in Hersfeld und Steinau angefertigt hatte: Charakterköpfe aus Hessen und eine Handzeichnung „Amalie Burchardi" (Abbild. bei Stoll S. 209), die Goethe besonders lobte (gezeichnet im Juli in Hersfeld), Landschaftsstudien sowie die Radierung „Das Preußje von Schlüchtern", das Porträt eines alten Handelsjuden (vgl. Stoll, S. 272). Damals sprach Goethe: „Jeden Sommer wachsen Rosen, die Talente sind immer da.

wenn sie nur entwickelt würden" (zu Boisserées kühler Kritik vgl. S. Boisserée, I, 274). Wenn nun Ludwig Grimm behauptet, „in diesen Tagen" sei in der Galerie Brentanos „das lebensgroße Bildnis Goethes von Jagemann aus Weimar" ausgestellt gewesen (Stoll, S. 212), so dürfte er sich irren. Denn das Gemälde wurde erst im Juli 1818 geschaffen (vgl. Schulte-Strathaus, S. 60 und Taf. 115).

Nach der Abreise der Brüder kam auch Jakob nach Frankfurt und sah Goethe nur flüchtig („im Blick"). Es war das einzige Mal, wo er den Dichter sah; gesprochen hat er ihn nie.

Im Anfang Oktober 1815 trafen Wilhelm und Ludwig Grimm mit Goethe in Heidelberg zusammen, und zwar in der Gemäldesammlung der Brüder Boisserée. Mit Wilhelm unterhielt sich Goethe über literarische Fragen; auf seine Aufforderung teilte Wilhelm ihm den Plan mit, nach den Märchen nunmehr auch die Sagen zu sammeln (an Jakob v. 20. 11. 15). Über die Unterhaltung mit Ludwig bemerkt Wilhelm: „Zu dem ist er auch gekommen, hat ihn über die Rheinreise gefragt und dergleichen recht liebreich." Merkwürdigerweise erwähnt Ludwig dieses Zusammentreffen nicht, wohl aber Wilhelm in dem erwähnten Briefe an Jakob (Jugendbriefe, S. 488).

Am 19. Juni 1816 besuchte Wilhelm Grimm den Dichter zum zweitenmale in Weimar (Tgb. 5, 243). Er kam vom Besuche bei Arnim in Wiepersdorf („mit Nachricht von Arnims": Tgb.). Unterwegs hatte er schon gehört, daß Goethes Frau gestorben sei (am 6. Juni: Tgb. 5, 239). Trotzdem der Dichter bis jetzt einsam gelebt hatte, nahm er den Besuch an und unterhielt sich mit seinem Gast freundlich über Fragen der Zeit in Politik und Religion sowie über altdeutsche Literatur, wobei er die Tätigkeit der Brüder lobte. Über diesen Besuch spricht Wilhelm näher in dem Brief an Suabedissen vom 3. 7. 1816 (Stengel, a. a. O. I, 153). Er weist besonders auf Goethes veränderte Stellung zu religiösen Fragen hin und erwähnt, daß der Dichter „recht schön und warm über das neu erwachte religiöse Gefühl" gesprochen habe „das nicht wieder untergehen werde, weil man empfunden habe, daß man ohne das nicht leben könne".

Goethes Wunsch beim Abschied, die Schriften der Brüder vollständig zu besitzen, erfüllte Wilhelm bald. In der Erkenntnis, wie fern Goethe dem von ihnen bearbeiteten Gebiete stand, fügte er in einem eingehenden Schreiben eine orientierende Einführung bei (vom 1. August 1816: Schr. d. G.-Ges. 14, 206 ff). Es handelt sich bei dieser Sendung um folgende Schriften:

1. Das Lied von Hildebrand und Hadubrand und das Weißenbrunner Gebet, zum erstenmal in ihrem Metrum dargestellt und herausgegeben durch die Brüder Grimm. Kassel 1812. (Über die Lektüre vgl. Tgb. 5 vom 28. bis 30. August 1816; G.-Jahrb. 9, 27).

2. Kinder- und Hausmärchen. Gesammelt durch die Büder Grimm. Berlin 1815. 2. Bd.

Wie sehr Goethe die Märchen schätzte, ergibt sich aus seinem Brief an Ch. v. Stein vom 21. 11. 1816, als er ihr die Sammlung sendet für eine Freundin in Mecklenburg, damit diese auf viele Jahre die kleine Nachkommenschaft glücklich machen könne. Die Notizen Goethes zu Büschings „Volkssagen, Märchen und Legenden", die ihm im Sommer 1812 übersandt worden waren, beweisen sein Interesse an deutschen Märchen (Schr. d. G.-Ges. 14, 362). In der Einleitung zu der 2. Auflage der Märchen von 1819 „Über das Wesen der Märchen" benutzt Wilhelm eine Stelle aus „Dichtung und Wahrheit" (28, 228, 13—16), wonach „die wahre Darstellung, ohne zu tadeln oder zu loben, Gesinnungen und Handlungen in ihrer Folge entwickelt und dadurch belehrt". Daß Goethe die 2. Auflage der Märchen gekannt hat, beweist seine Erwähnung des „Märchens von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen", das in der 1. Auflage fehlt (42 II, 89, 23—90, 17). In Goethes Bibliothek sind heute Grimms Märchen nicht mehr vorhanden: sicher ein Beweis, daß sie in den Händen der Enkel ihren Zweck erfüllt haben. [1])

3. Deutsche Sagen. Herausgegeben von den Brüdern Grimm. Berlin. 1. Teil 1816. 2. Teil 1818.

   Die Hinweise auf verschiedene Sagen stehen mit Goethes Schaffen in Beziehung. Die Erwähnung von Nr. 7 „Frau Holla und der getreue Eckart" bezieht sich auf Goethes Gedicht „Der getreue Eckart" von 1813 (vgl. G.-Jahrb. 9 [1888], S. 235). An „Jery und Bätely" (12, 12) denkt wohl Wilhelm, wenn er auf Siebenschläfersagen hinweist (Nr. 21 „Geroldseck"; Nr. 23 „Kaiser Rotbart"). In naher Beziehung zu Goethes „Märchen" (18, 223) steht die Sage Nr. 71. Nr. 62 „Das ertrunkene Kind" stammt aus „Wilhelm Meisters Lehrjahren" (B. 8, Kap. 9: 23, 275). Als Speratas Kind im Wasser umkommt, wird diese Sage vorgebracht. Nr. 31 der Sagen „Des kleinen Volkes Hochzeitsfest" hat Ähnlichkeit mit dem „Hochzeitlied" Goethes (1, 178).

4. Lieder der alten Edda. Aus der Handschrift herausgegeben und erklärt durch die Brüder Grimm. Berlin 1815. 1. Bd. (Der 2. und 3. erschienen nicht!).

5. Der arme Heinrich von Hartmann von der Aue. Aus der Straßburgischen und Vatikanischen Handschrift herausgegeben und erklärt durch die Brüder Grimm. Berlin 1815.

   Goethe kannte das Gedicht schon durch Büschings Ausgabe (1810. Vgl. Annalen von 1811: 36, 72, 26—73, 10).

6. Altdeutsche Wälder. Herausgegeben durch die Brüder Grimm. 1. Bd. Kassel **1813**. **2**. Bd. Frankfurt **1815**.

---

[1]) Es ist möglich, daß auch die Stelle in den „Noten und Abhandlungen zum West-östlichen Divan" (7, 36) auf Grimms Einfluß zurückgeht. Hier begründet Goethe Mahomets Abneigung gegen Märchen mit einer meisterhaften Charakteristik dieser Dichtungsart.

Diese Sendung erhielt Goethe am 27. August in Tennstedt, während der Brief schon am 14. August in seine Hände kam. Daß er nun bereits am 23. dankte, ehe er nach der Lektüre der Bücher in der Lage war, mit Wilhelm „überein zu kommen, was vielleicht zur Förderung Ihrer löblichen Zwecke auch von meiner Seite geschehen könnte“, hat seinen besonderen Grund. Am 21. August nämlich hatte Goethe durch den Kanzler von Müller den Entwurf Savignys zur Bildung einer Gesellschaft für deutsche Geschichte vom Freiherrn von Stein erhalten (G.-Jahrb. 9 [1888], S. 34 f und Steig, a. a. O. S. 132). Bei dieser Angelegenheit handelt es sich um die Anfänge der Monumenta Germaniae historica (vgl. R. Hering in Jahrb. d. Fr. D. Hochstifts 1907, S. 278 ff und Schüddekopf in G.-Jahrb. 21 [1900], S. 52 ff).

Am 8. November 1814 entwickelte Savigny vor Jakob Grimm in Wien den Plan, eine große deutsche Gesellschaft für Erforschung deutscher Geschichte zu gründen, deren Sitz ganz Deutschland sein solle: „Sie und Ihr Bruder wären treffliche Sekretaire“. Im Brief vom 5. Oktober 1819 an den Sekretär der Gesellschaft sagt Goethe, Stein habe mit ihm bereits auf der Rheinreise (25.—29. Juli) über den Plan einer Sammlung der Quellenschriftsteller zur deutschen Geschichte gesprochen. Durch Vermittlung des Kanzlers von Müller kam der Entwurf zur Bildung einer Gesellschaft für deutsche Geschichte, den, wie Wilhelm bezeugt, Savigny verfaßt hatte (Stengel, a. a. O. I, 31) vom Freiherrn von Stein in Goethes Hände. Der Abdruck dieses Entwurfes findet sich im Leben Steins von Pertz (VI, 2, 101 ff: „Berliner Plan für Deutsche Geschichte, im Sommer 1816“).

Als Savigny im Brief an Jakob Grimm vom 25. Mai 1816 nochmals seinen Plan entwickelte, möchte er die Brüder als „Generalsekretäre“ gewinnen. v. Stein jedoch bezweifelt in seinem Briefe an Eichhorn vom 26. März 1816, daß die Grimms „die zum Sekretariat tauglichen Subjekte“ seien: „sie scheinen mehr Sprach- als Geschichtsforscher zu sein“. Hier tritt schon die tiefgreifende Unterscheidung auf, die ja zu einer Ablehnung der Grimms führte. In Savignys Plan nahm die Volkskunde einen breiten Raum ein. Für die altdeutsche Dichtung war ein besonderer § 14 bestimmt; für ihre Betreuung wären die Brüder Grimm die geeignetsten Männer gewesen.

Diese Betonung der altdeutschen Literatur in dem Plane machte Goethe auf die Grimms aufmerksam, und so übersandte er ihnen am 29. August den Entwurf mit einem Begleitschreiben, das das Datum des 23. trägt. In diesem Schreiben wies Goethe besonders auf den § 14 hin und bat die Brüder, ihm ihre Gedanken hierüber mitzuteilen „welches Sie am besten übersehen und beurteilen werden, da Sie hier ganz zu Hause sind“. Auch er wünscht ihre Teilnahme: „Zugleich werden Sie gefällig überlegen, unter welchen Hoffnungen und Aussichten Sie geneigt sein könnten mitzuwirken“.

Die Brüder erwogen den Plan gemeinsam und sorgfältig. In ihrer gemeinsam verfaßten, von Wilhelm unterschriebenen Antwort vom 20. September 1816 (Schr. d. G.-Ges. 14, 216 f) wird als

der zweckmäßigste Anfang des groß angelegten Unternehmens die Sammlung von Urkunden genannt. Es werden dann Persönlichkeiten genannt, die schon auf diesem Gebiete gearbeitet haben, zuerst der „schon bejahrte Nikolaus Kindlinger, Archivar in Fulda" (bereits am 13. Mai 1816 hatte v. Stein Eichhorn auf Kindlinger hingewiesen als auf einen „Mann von Urkundenkenntnis" und erwähnt dessen „Münsterische Beiträge" und andere Schriften [vgl. Allg. D. Biogr. 15, 769]). Vor allem geben die Brüder eine genauere Auslegung des § 14 und der Möglichkeiten seiner Ausführung. Ihre näheren Gedanken erläutern sie in einem eigenen Plan (Abdruck bei Steig, a. a. O. S. 146 und G.-Jahrb. 9, 34). Als besondere Aufgaben des § 14 werden genannt: Sammlung handschriftlicher Quellen, Herausgabe altdeutscher Texte und eines Wörterbuches der altdeutschen Sprache des 12.—14. Jahrhunderts, kritische Ausgaben der deutschen Klassiker des Mittelalters. Man sieht, wie die Brüder das Hauptgewicht auf die literarische Seite legen.

Die Schriftstücke, die diesen Plan betreffen, hat Goethe in einem (noch vorhandenen) Faszikel gesammelt mit der Aufschrift „Acta, die Errichtung einer deutschen Gesellschaft für Geschichte und Sprache betreffend". Die Sammlung umfaßt vier Stücke:

1. „Berliner Plan für deutsche Geschichte, im Sommer 1816", den Goethe vom Freiherrn v. Stein erhalten hatte.
2. Schriftstücke Wilhelm Grimms:
   a) Der von den Brüdern verfaßte Plan (G.-Jahrb. 9, 34; Steig, a. a. O. S. 146).
   b) Wilhelms Brief vom 20. September 1816.
3. Ein Blatt mit der Überschrift „Im allgemeinen" von unbekannter Schreiberhand (L. Geiger hält einen Historiker für den Verfasser: G.-Jahrb. 9, 93).
4. Der Bericht an Karl August vom 2. Oktober 1816 zur Orientierung.

Am 6. November 1816 sandte Goethe ein „Paket an Staatsminister von Stein. Die Grimmischen Aufsätze wegen der Deutschen Gesellschaft inliegend" (Tgb. 5, 283: über die Rückkehr des Faszikels vgl. Tgb. vom 17. 2. 1821: 8, 19).

Allerdings entwickelte sich die Gesellschaft anders als geplant war. Unter Ausschluß rein literarischer Werke stiftete Freiherr von Stein am 20. Januar 1819 zu Frankfurt die „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichte", zu deren Begründern weder Goethe noch die Brüder Grimm gehörten. Gleichwohl blieben beide mit der Gesellschaft in Verbindung, und im engen Zusammenarbeiten sind die Brüder Grimm und Goethe mit der Begründung der Monumenta aufs innigste verknüpft.

Zu einem letzten, wertvollen Zusammenarbeiten mit Jakob Grimm führte Goethe seine Beschäftigung mit der neugriechischen und vor allem mit der serbischen Volkspoesie, deren Anregung unmittelbar auf Jakob Grimm zurückgeht.

Schon der junge Goethe hatte sich mit orientalischen Stoffen beschäftigt. 1772 bearbeitete er die 6. Sure aus dem Koran (53, 143/7), 1774/5 folgte der „Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga" (2, 49), Anfang Oktober 1775 die Bearbeitung des Hoheliedes (37, 299 f) und 1783 das Bruchstück einer Übersetzung der ersten Moallakat (6, 160; vgl. 7, 10 f).

Jakob Grimm, der anläßlich seiner Anwesenheit in Wien während des Kongresses das steigende Interesse für orientalische Literatur beobachten konnte, legte Wilhelm im Brief vom 21. 2. 1815 ein neugriechisches Lied bei und bemerkte: „Die Neugriechen haben echte und treffliche Volkslieder. Vielleicht erscheint eine Sammlung davon." Seine Hoffnung setzte er auf Werner Moritz Maria Graf von Harthausen-Abbenburg, Regierungsrat in Köln, der eine Sammlung griechischer Lieder besaß (vgl. Annalen 1815: 36, 94; Br. an Meyer v. 5. 7. 1815; S. Boisserée, I, 283).

An diesen Liedern, die von Harthausen und Natzmer Goethe in Wiesbaden Ende Juni und Anfang Juli 1815 (Tgb. 5,168/9) vorlegten, nahm dieser großes Interesse. Allerdings ging sein Wunsch, diese Übersetzung bald gedruckt zu sehen, nicht in Erfüllung. 1823 glaubte Goethe in „Kunst und Altertum" (IV, 1) erneut auf einen Druck hinweisen zu müssen („Volksgesänge abermals empfohlen": 41 II, 20). v. Harthausen erfüllte die auf ihn gesetzte Hoffnung nicht. Als dann 1824 die „Chants populaires de la Grèce moderne" von Fauriel erschienen, drückte Goethe sein Mißfallen an Harthausens Versagen in dem Briefe an Th. v. Jakob vom 10. 7. 1824 aus: „So sind die Nachbaren uns zuvorgekommen, da wir Deutschen schon seit Jahren daran herum tasten." Wie sehr auch allmählich Goethes Interesse erlahmte, zeigt seine kühle Besprechung der „Neugriechischen Volkslieder" von Kind (1827; 41 II, 325/6).

Tiefer und erfolgreicher war Goethes Beschäftigung mit der serbischen Volkspoesie, an der Jakob Grimm besonderen Anteil hat.

Der Urheber dieser literarischen Bewegung in Deutschland war der Serbe Wuk Stephanowitsch Karadschitsch, der 1814/15 eine Sammlung von hundert serbischen Volksliedern veröffentlichte, unter denen sich auch der „Klaggesang" befand. Die Widmung an Goethe bezog sich ausdrücklich auf diese Dichtung (vgl. G.-Jahrb. 12 [1891], S. 65). Noch hatte Goethe sich mit dieser Dichtung wenig beschäftigt, wie er selbst in dem Aufsatz „Serbische Lieder" (41 II, 136/53) bekennt.

Eine Wendung nahm diese Angelegenheit durch Jakob Grimm. Seine sachkundige Anzeige der Wukschen Sammlung in der Wiener Literaturzeitung wies nach einer trefflichen Charakterisierung der Lieder auf Goethe in der Hoffnung, daß dieser „auch diese herrlichen Blumen auf den deutschen Parnaß verpflanzen möge". Jakob Grimm nahm am weiteren Schaffen Wuks besonderen Anteil. Er nahm sich besonders nach dem Erscheinen des 3. Bandes der Lieder (Lpz. 1823) des Herausgebers an, indem er ihm einen Empfehlungsbrief an Goethe mitgab (v. 1. Oktober 1823), dem er als Probe eine eigene Übersetzung eines Liedes beifügte (Schr. d. G.-Ges. 14, 225): „Die

Erbschaftsteilung", die in „Kunst und Altertum" (IV, 3) abgedruckt wurde (vgl. Tgb. 9, 184: 25. 2. 1824).

Nach Steigs Vermutung fällt der Besuch Wuks bei Goethe auf den 12. Oktober 1823. Nach dem Abschied sandte dieser einige serbische Volkslieder in Übersetzung (seinen Begleitbrief vom 8. November s. Tgb. 9, 388). Am 13. November notiert das Tagebuch (9, 144) Grimms Anzeige des 3. Bandes der Wukschen Liedersammlung. Am 8. Dezember erhielt Goethe Wuks serbische Grammatik und sein Wörterbuch.

In einem freundlich gehaltenen Schreiben vom 19. Oktober 1823 berichtete Goethe Jakob Grimm die Ankunft Wuks (Schr. d. G.-Ges. 14, 227), und mit seinem Danke für die vermittelte Bekanntschaft verbindet er den Wunsch: „Möge auch mir wie bisher bei meinem eigenen Tun und Lassen Ihre Mitwirkung zum schönen und großen Zweck zu Gute kommen".

Während des Winters 1823/24 verdeutschte Jakob Grimm „mit der Gewandtheit eines Sprachgewaltigen" (41 II, 150) Wuks serbische Grammatik und versah sie mit einer wertvollen Einleitung. Auf dieser fußte Goethes Aufsatz „Serbische Lieder" (41 II, 136 ff), wie er selbst angibt (41 II, 150). 41 II, 146, 26—148, 3 ist eine kürzere Zusammenfassung aus einem längeren Teil der Vorrede Grimms, der in 41 II, 451/54 abgedruckt ist. Die Parallelen dieses Auszuges mit der Vorrede s. 41 II, 451. Obwohl der Auszug (41 II, 451/4) sich ziemlich wörtlich am Grimm anlehnt, stellt Goethe dennoch die einzelnen Stücke nach Gutdünken zusammen und überarbeitet das Ganze in seinem Stil.

Am 8. Mai 1824 erhielt Goethe von Jakob Grimm Wuks serbische Grammatik mit einem Begleitbrief (Schr. d. G.-Ges. 14, 288), dem Grimm das serbische Lied von der Erbauung Skutaris beifügte. Mit kleinen Änderungen nahm Goethe dies Gedicht in „Kunst und Altertum" (V, 2) auf. Als Dank sandte er Grimm das erste Heft des 5. Bandes von „Kunst und Altertum" zu, welches das serbische Gedicht vom Tod des Kralewitsch Marko enthielt. Wie wertvoll für ihn die Anregung durch die Übersetzungen serbischer Lieder durch Therese von Jakob in Halle war, beweist der Begleitbrief vom 30. August 1824 (Schr. d. G.-Ges. 14, 230). Therese v. Jakob hatte ihre Sammlung „Volkslieder der Serben. Metrisch übersetzt und historisch eingeleitet von Talvj" [1]) in zwei Teilen 1825 und 1826 in Halle erscheinen lassen (über ihre Beziehung mit Goethe vgl. G.-Jahrb. 12 [1891], S. 33 ff). Jakob Grimms Besprechung des 2. Teils in den Göttingischen Anzeigen (Kl. Schriften 4, 419) schien Goethe so erschöpfend, daß er sich aller eigenen Äußerungen überhoben glaubte: „Sie ist von dem gründlichsten Sprachkenner verfaßt, der ebenso gut das allgemeine Organ, wodurch wir uns mitteilen, als das dadurch Mitgeteilte zu schätzen weiß" (41 II, 281, 10—13).

---

[1]) Zusammengesetzt aus: **Therese Albertine Luise v. Jakob.**

Als nun Goethe durch Wuk, Jakob Grimm und Therese von Jakob nachdrücklichst auf die serbische Dichtung hingewiesen worden war, faßt er die Ergebnisse seiner Studien in eigenen Aufsätzen zusammen:

1. „Serbische Lieder" („Kunst und Altertum" V, 2 [1825]: 41 II, 136 f).
2. „Serbische Lieder, übersetzt von Talvj, 2. Teil" (Anzeige in „K. u. A." V, 3 [1826]: 41 II, 217).
3. „Serbische Gedichte" („K. u. A." VI, 1 [1827]: 41 II, 281).
4. „Das Neueste serbischer Literatur" („K. u. A.", VI, 1 [1827]: 41 II, S. 285).
5. „Serbische Poesie" („K. u. A." VI, 2 [1828]: 41 II, S. 308).
6. „Servian popular poetry" („K. u. A." VI, 2 [1828]: 41 II, 311).

Im gleichen Heft von „Kunst und Altertum", das die Erbauung Skutaris enthielt (V, 2), stand eine Rezension von sechs Blättern mit Porträts Göttinger Professoren von Ludwig Grimm; den Empfang dieser Blätter bestätigt das Tagebuch vom 25. November 1824 (9, 300).

Am 8. Juli 1823 sandte Wilhelm die „Radierten Blätter nach der Natur, von L. E. Grimm, Kassel 1818" an Goethe mit einem Begleitschreiben (Schr. d. G.-Ges. 14, 224), das unter Hinweis auf die enthaltenen italienischen Zeichnungen und auf die Bekanntschaft von 1815 in Frankfurt um Goethes Wohlwollen bittet. Diesen Blättern werden in „Kunst und Altertum" (IV, 3) in einer größeren Besprechung anerkennende Worte gewidmet (Stoll, a. a. O. S. 372). Für seinen Bruder dankte Jakob am 8. Mai 1824 (Schr. d. G.-Ges. 14, 229) mit dem Hinweis, daß Ludwig „Bildnisse göttingischer Professoren mit Glück radiert, aber noch keine guten Abdrücke zur Hand" habe. Am 3. November 1809 hatte Goethe an Bettina geantwortet, der junge Künstler solle sein Können an jemandem versuchen, den er kenne (Schr. d. G.-Ges. 14, 177). Dieser Aufforderung kam Ludwig 1823 nach. Bei einem Aufenthalt in Göttingen zeichnete er die Bildnisse mehrerer Professoren (vgl. Stoll, a. a. O. S. 379 ff). Diese Bildnisse erschienen als Radierungen 1823 und 1826 in Kassel. Am 21. November 1824 sandte Wilhelm die ersten sechs Blätter an Goethe mit einem Begleitschreiben (Schr. d. G.-Ges. 14, 231). Diese sechs Porträts wurden in „Kunst und Altertum" (V, 2) eingehend und lobend besprochen. Daß diese Besprechungen über die Sendungen vom 8. 7. 1823 und vom 21. 11. 1824 in „Kunst und Altertum" IV, 3 und V, 2 nicht von Meyer, sondern von Goethe herrühren, sucht Steig a. a. O. S. 187 und 189 nachzuweisen.

Es ist selbstverständlich, daß Ludwig Grimm wünschte, Goethe selbst zu zeichnen. Da er es aber nicht wagte, diesen selbst darum zu bitten, suchte er die Vermittlung Bettinas nach. So schrieb er am 6. Juni 1825 (Steig, a. a. O. S. 191): „Schon oft habe ich daran gedacht, ob es wohl nicht möglich wäre, den Herrn von Goethe nach der Natur zu zeichnen. Ich wollte mir Mühe geben, und das könnte ein schönes Bild geben, was sich gewiß jeder gern kaufte, er müßte aber in seiner Arbeitsstube sitzen und die Umgebung dabei, und nicht, wie man Bilder von ihm hat, in seinem Frackrock mit den Sternen

und Orden etc: ich weiß zwar nicht, ob es geht, aber ich meine, das könnten Sie am besten bewirken, daß er mir sich hinsetzte zum Zeichnen. . . . Es muß ein rechter Genuß sein, das schöne, interessante, geistige Gesicht treu nach der Natur zu zeichnen."

Leider kam der Plan, der der Nachwelt ein interessantes Goethebild hinterlassen hätte, nicht zur Ausführung. Die Schuld lag an Goethes sich abschwächendem Verhältnis zur Bettina und andererseits an Ludwigs schüchternem Wesen, dem es nicht gegeben war, selbst mit Nachdruck auf ein Ziel loszusteuern.

Mit der Sendung vom 21. November 1824 hatte Wilhelm seine Anzeige der Färöischen Lieder in den Göttinger Gelehrten Anzeigen (1824, Nr. 143: Kl. Schriften 2, 338) beigefügt mit einer Übersetzung „eines der eigentümlichsten Stücke" („Lokes Sang": Steig, a. a. O. S. 203). Wohl las Goethe das Lied (Tgb. v. 26. 11. 1824), da er aber Wilhelm Grimm keine Antwort zukommen ließ, kann man vermuten, daß ihn das Lied nicht sonderlich interessierte. Sein Interesse galt im steigendem Maße der Antike, und zwar dem griechischen Altertum. Mit dieser Einstellung standen die Grimms im schroffsten Gegensatz. Schon 1817 hatte Wilhelm Goethes Ansicht, die Nachahmung der griechischen Welt sei die zuträglichste, für falsch erklärt, zumal in der Malerei (an Suabedissen v. 24. 6. 17: Stengel, a. a. O. I, 169), und 1820 hatte Jakob in einem Brief an Bang (v. 28. 6. Stengel, a. a. O. I, 56) das „noch leere Prinzip griechischer Form und Komposition" getadelt. Die unter Eckermanns Einfluß wieder aufgenommene Arbeit am „Faust" setzte im Frühjahr 1825 mit dem Helenaakt ein, in dem das deutsche Altertum nur die bescheidene Rolle einer Durchgangsstufe spielt. Werke über die Topographie und Geschichte Griechenlands vertieften diese Auffassung. Am 24. Juni 1826 war der 3. Akt fertig. Und am 3. Oktober 1828 berichtet Eckermann von einer Besprechung von Fouqués „Sängerkrieg auf der Wartburg" (Eckermann, S. 223): „Wir kamen darin überein, daß dieser Dichter sich zeitlebens mit altdeutschen Studien beschäftigt und daß am Ende keine Kultur für ihn daraus hervorgegangen." Und dann folgt eine schroffe Ablehnung der deutschkundlichen Bestrebungen: „Es ist in der altdeutschen düstern Zeit, sagte Goethe, ebenso wenig für uns zu holen, als wir aus den serbischen Liedern und ähnlichen barbarischen Volkspoesien gewonnen haben. Man liest sie und interessiert sich eine Zeitlang dafür, aber bloß, um es abzutun und sodann hinter sich liegen zu lassen. Der Mensch wird überhaupt genug durch seine Leidenschaften und Schicksale verdüstert, als daß er es nötig hätte, dieses noch durch die Dunkelheiten einer barbarischen Vorzeit zu tun. Er bedarf der Klarheit und der Aufheiterung, und es tut ihm not, daß er sich zu solchen Kunst- und Literaturepochen wende, in denen vorzügliche Menschen zu vollendeter Bildung gelangten, sodaß es ihnen selber wohl war und sie diese Seligkeit ihrer Kultur wieder auf andere auszugießen imstande sind." Diese Epoche der Klarheit und Aufheiterung war natürlich nur das klassische Griechentum. Es ist klar, daß Goethe sich zu den Männern, die in ihm einst Interesse für jene „barbarischen

Volkspoesien" geweckt hatten und die sich mit den „Dunkelheiten einer barbarischen Vorzeit" beschäftigten, nunmehr wenig hingezogen fühlte.

Mit Wilhelms Brief vom 21. November 1824 hört der unmittelbare Verkehr zwischen Goethe und den Brüdern Grimm auf.

Mit besonderer Wärme gedachte Wilhelm in seiner Selbstbiographie vom Jahre 1830 (Strieder-Justi, S. 164) seines Besuches bei Goethe im Jahre 1809. Als dann die Kunde von Goethes Tod eintraf, sprach Wilhelm zu Lachmann: „Einen Mann wie Goethe werden wir nicht wieder bekommen." An seinen Bruder Ferdinand schrieb er (10. 4. 1832) über Goethes Tod: „Das ist ein Abschnitt in der Geschichte der deutschen Bildung und Poesie."

Achtungsvolle Verehrung für Goethe spricht aus den weiteren Arbeiten Jakobs (vgl. im einzelnen Steig, S. 213 f).

Eine besondere Freude war für die Brüder ihre Bekanntschaft mit Bettina von Arnim, die im Herbst 1824 sie in Kassel besuchte und begeistert von Goethe sprach. Als Bettina dann die Brüder 1834 in Göttingen besuchte, konnte sie ihnen bereits aus dem fertigen Manuskript ihres Buches „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" vorlesen. Das 1835 erschienene Werk besprach Jakob in den Göttinger Gelehrten Anzeigen (Kl. Schr. 6, 419).

Als dann auf Anregung von Moritz Haupt und Karl Reimer der Plan zum Deutschen Wörterbuch entstand, da war es vor allem Goethes Sprache, die von den Brüdern in liebevoller Sorgfalt ausgeschöpft wurde. Wie Jakob in seiner Schillerrede von 1859 eine wertvolle Würdigung des Goetheschen Schaffens gegeben hatte, so sollte auch seine letzte Arbeit dem verehrten Dichter gehören: die nicht vollendete Rezension über Goethes Briefwechsel mit Karl August (Kl. Schr. 1, 187).

Bei aller Verehrung gegenüber dem großen Dichter bewahren sich die Brüder doch den objektiven Standpunkt. So hebt Wilhelm in seinem Briefe an Suabedissen vom 17. 7. 1822 (Stengel, a. a. O. I, 214) bei seiner lobenden Besprechung der „Kampagne in Frankreich" Goethes merkwürdigen „Hang zur Beobachtung mitten in Unruhe und Gefahr" hervor, „die ihn sogar treibt, das Kanonenfieber an sich selbst wirken zu lassen", um dann das Urteil zu fällen: „Ich glaube, eben dieses Hanges wegen ist er kein vollkommen großer Dichter geworden, wie etwa Shakespeare, der allerdings mit einem Bewußtsein und Gefühl von sich, doch ohne Mühe und lästige Arbeit, auf den Stahlfedern seines Geistes sich wiegt und ohne Vorsorge in die Sonne seine Augen richtet. Es klebt Goethes Werken, bei aller Herrlichkeit, zu viel Studium an, wie es andere Menschen auch brauchen, ebendarum aber viel zeitlich Vergängliches." Und Jakob tadelt in seinem Briefe an Karl Goedeke vom 12. 4. 1838 (Stengel, a. a. O. I, 11) die allzu große Freiheit und Nachlässigkeit, die sich auch Goethe in seinen Schriften hat zu Schulden kommen lassen, „denn selbst diese Autoritäten dürfen ein feines Ohr nicht bestechen, es bezeichnet vielmehr die laxe metrische Ausbildung ihrer Zeit, daß sie oft so fehlerhaft gereimt und handiert haben".

5. Bernhard Hundeshagen.

(Geb. 1784 zu Hanau, gest. 1858 zu Endenich b. Bonn).

Der erste Versuch, eine Beziehung zu Goethe anzuknüpfen, stammt aus dem November 1808, als Hundeshagen an Meyer „eine Entwicklung der Theorie der griechischen Baukunst nach Analysen des Parthenons" schickte mit der ausdrücklichen Bitte: „Teilen Sie es gefälligst dem Herrn Geh. R. v. Goethe mit." Doch erst anläßlich Goethes Aufenhalt in Wiesbaden im Sommer 1814 lernte Hundeshagen den Dichter persönlich kennen.

Beim Besuch des Kaiserpalastes in Gelnhausen hofft Goethe, daß jemand im rechten Sinne die Reste des Palastes zeichne; das gäbe „ein höchst interessantes Blatt", und er spricht die Erwartung aus: „Vielleicht ist's Herrn Hundeshagen gelungen, der jetzt in Wiesbaden angestellt ist" (an Christiane v. 28. 7. 14). Hundeshagen war 1812 als Bibliothekar und Topograph an die Regierungsbibliothek in Wiesbaden berufen worden. Schon in den ersten Tagen von Goethes Anwesenheit in Wiesbaden traten sich die beiden Männer persönlich gegenüber und verkehrten, wie aus Goethes Tagebuch (5, 122 ff) hervorgeht, fast täglich zusammen. Es ist klar, daß Hundeshagens Kunstbestrebungen Goethe interessieren mußten. Sofort nach dem ersten Zusammensein am 1. August gibt Goethes Brief an Christiane vom gleichen Tage den günstigen Eindruck von dem jungen Kunstgelehrten wieder: „Hundeshagen wird mir zu viel Freude und Nutzen sein. Er ist viel besser als das, was er zu Markte bringt. Und das geht ganz natürlich zu. In der Gegenwart erkennt man sein redliches Streben, den Reichtum seiner Erwerbnisse, aber um alles dies zusammenhänglich, anschaulich mitzuteilen, fehlt ihm, daß er den Stoff nicht ganz durchdringt und nicht Herr der Form ist, daher erscheint auf den Blättern Übertriebenheit und Leerheit, die seiner Unterhaltung keineswegs vorzuwerfen sind. Über Gelnhausen hat er mir die schönsten Dinge gesagt. Er scheint die Zeiten kritisch zu sondern und, da er von der Technik ausgeht, das Wachsen derselben sehr schön und einsichtig auszulegen."

Mit großem Interesse ließ sich Goethes Hundeshagens kunstgeschichtliche Pläne entwickeln, die dem Palast zu Gelnhausen [1]) und der Tempelherrnkapelle zu Kobern a. d. Mosel gewidmet waren. In diesen Tagen schreibt er an Christiane: „Hundeshagen gefällt mir immer besser. Er hat recht schöne Kenntnisse und viel Tätigkeit" (7. 8. 14). In dankbarer Erinnerung an den Verkehr mit dem Kunstgelehrten schreibt Goethe nach seiner Ankunft in Weimar an F. A. Wolff: „Herr Hauptmann und Bibliothekar Hundeshagen hat zugleich durch antiquarische, artistisch-literarische Mitteilung am Vergnügen und Nutzen, den ich aus meinem Aufenthalt zog, den größten Anteil" (8. 11. 14).

---

[1]) Dieses Werk erschien 1819 zu Mainz unter dem Titel „Kaiser Friedrich Barbarossas Palast in der Burg zu Gelnhausen" mit 13 nach eigenen Zeichnungen gestochenen Tafeln.

Als Goethe am 11. Januar 1815 an Leonhard nach Hanau „einige poetische Vinariensia“ sandte, war auch ein Exemplar für Hundeshagen dabei. Erst auf dessen Brief vom 15. 2. 15, der den ersten Abdruck seines Planes von Mainz enthielt und für die poetische Gabe dankt, folgte Goethes erster Brief vom 27. 2. 15, der mit dem Dank für die Sendung das „schöne Werk“ rühmt, „welches wohl verdient, dem sämtlichen Europa gewidmet zu werden“ (34 I, 102, 22).

Gleich am ersten Tage des zweiten Aufenthaltes in Wiesbaden im Sommer 1815 erhält Goethe den Besuch Hundeshagens und findet ihn „freundlich, teilnehmend, hülfreich wie voriges Jahr“ (an Chr. v. Anfang Juni). In seinem Aufsatz „Kunst und Altertum am Rhein und Main“ (34 I, 102) rühmt Goethe die Ordnung der Hundeshagen unterstellten Sammlungen in der Bibliothek. Hier liest er die Zeitungen, die ihn mit „dem Laufenden der literarischen und politischen Welt“ bekannt machen. Als Zeichen seiner Verehrung überreicht Hundeshagen am 28. August dem Dichter ein altes Gemälde, das einen Kurfürsten von Sachsen mit seiner Gemahlin darstellt (Br. 25, 15, 18 f; Tgb. 5, 123).

Nach Goethes Abreise war es wieder Hundeshagen, der den Briefverkehr anknüpfte. Am 13. 1. 1816 teilte er Goethe die Auffindung eines illustrierten Nibelungenkodex mit und legt die Durchzeichnung einer Abbildung bei. (Vgl. Goedeke 1, 182). Noch zweimal schreibt er, ehe Goethe antwortet. Im Frühjahr 1816 teilte er die Entdeckung eines römischen Bades mit, wofür er Goethes Interesse voraussetzen durfte. Am 30. April antwortete Goethe. Er dankt im Auftrage des Herzogs für den „Antrag eines Entwurfs einer Spezialkarte von den ehemaligen reichsritterschaftlichen Fuldaischen auch hessischen Distrikten“ und bittet um gelegentliche Mitteilung seiner „übrigen antiquarischen und künstlerischen Bemühungen“.

Durch Goethes Antwort und die Charakterisierung seiner Arbeit im 1. Heft von „Kunst und Altertum“ 1816 (34 I, 102) ermuntert, wandte sich Hundeshagen von neuem an Goethe mit Mitteilungen über die Nibelungenhandschrift und über seinen neuen Plan „die Geschichte der Baukunst des Mittelalters in Deutschland insbesondere in den rheinischen Gegenden in einzelnen Darstellungen bildlich zu bearbeiten.“ Seine Ausführungen über den Nibelungenkodex setzt er in seinem Brief vom 10. Mai 1817 fort und legt eine genaue Kopie bei.

Dieses Schreiben war die letzte Nachricht aus Wiesbaden. Ende 1817 wurde Hundeshagen aus seiner Stellung entlassen. Unter bitteren Klagen über die Ungerechtigkeit der nassauischen Regierung und über seine jetzige elende Lage entwickelt er Goethe in seinem Schreiben vom 24. 12. 18 aus Mainz seine wissenschaftlichen Pläne. Mit diesem Briefe übersandte er einige Exemplare seines dem Großherzog Karl August gewidmeten Werkes „Kaiser Friedrichs I. Palast in der Burg zu Gelnhausen“ mit der Bitte, „über deren Abgabe ganz nach Gutdünken zu verfügen“. Nach dem Tagebuch erhielt Goethe die Sendung am 7. 1. 1819 (7, 3). Er antwortet am 9. 1. 1819 (Tgb. 7, 4), daß die Exemplare des „schätzbaren Werkes glücklich angekommen

und alsbald verteilt worden sind". Auf Fromanns Wunsch, die leeren Seiten 2 und 3 des Umschlages zu „Kunst und Altertum" II, 1 (1818) auszufüllen (Br. v. 9. 1. 1819), übersandte Goethe einen kurzen, empfehlenden Hinweis auf Hundeshagens Werk, das „sich selbst jedem Freunde der Kunstgeschichte" empfiehlt (41 II, 474 und 53, 229. Eine ausführliche Besprechung lieferte Meyer in „Kunst und Altertum" II, 2). In demselben Heft wies er auf das bevorstehende Bilderwerk Hundeshagens zu den Ausgrabungen von Gräbern aus der Bronze- und Eisenzeit in der Umgebung Wiesbadens hin (49 II, 151/2).

Eineinhalb Jahre später, am 10. August 1820, kündigte Hundeshagen die Zusendung seiner „Einleitung und Übersicht der Enzyklopädie des Bauwesens" an (Bonn 1821. Vgl. „Büchervermehrungsliste" vom Juli 1821 [Tgb. 8, 313]).

Da Goethe auf die Sendung nicht antwortete, bat Hundeshagen am 6. 3. 1822 um ein Urteil über sein Werk. Auch jetzt antwortete Goethe nicht. Da sandte Hundeshagen am 27. 12. 1822 einen langen Brief mit verworrenen Ausführungen über seine wissenschaftlichen, architektonischen Untersuchungen an griechischen Bauten. Goethes Urteil ist kurz: er sandte den „wunderlichen Brief eines von jeher als wunderlich bekannten Mannes" an Meyer (3. 1. 1823), „damit uns die Seltsamkeiten eines Abends zur Unterhaltung dienen".

Noch einmal hörte Goethe von Hundeshagen, und zwar durch den Brief Zelters vom 14. 11. 1823, der diesen in Bonn traf, wo er seit dem Wintersemester 1819/20 Vorlesungen hielt, und der ebenfalls Hundeshagens wunderlich-verworrenes Wesen charakterisiert. Daß Goethe damals schwer erkrankt war, schien Hundeshagen gewußt zu haben, denn ein undatierter Briefentwurf aus seinem Nachlaß beginnt mit einem Glückwunsch zu Goethes Genesung. Vom 12. Januar 1825 ist sein letzter Brief an Goethe datiert. Indem er den Abdruck eines alten Siegels mit der Pfalz im Rhein sendet, verbreitet er sich über seine augenblicklichen Studien. Wohl interessierte Goethe die Sendung, wie sein Brief an Karl August vom 26. 1. 1825 bezeugt: „Die Hundeshagische Sendung ist gleichfalls interessant. Das Siegel für seine Zeit ganz wohl gearbeitet". Aber dem Absender gegenüber schwieg er beharrlich; er hatte sich von dem „als wunderlich bekannten Mann" längst zurückgezogen. Es ist begreiflich, daß diese deutliche Ablehnung Hundeshagen, der auch in Bonn wenig Anklang fand, stark verbitterte. Zettel mit bissigen Bemerkungen über Goethe beweisen diese Stimmung. Verbittert, in dem Gefühl unverdienter Zurücksetzung, starb Hundeshagen am 9. Oktober 1858 in der Irrenanstalt zu Endenich bei Bonn.

6. Theodor Schwedes.

(Geb. auf der Sababurg bei Kassel 1788, gest. zu Kassel 1882).

Das Zusammentreffen zwischen Goethe und dem Kasseler Obergrat Schwedes führte der weimarische Legationsrat von Conta herbei.

v. Conta wurde vom Weimarer Hof nach Kassel gesandt, wo er an den Verhandlungen über die Errichtung eines mitteldeutschen Handels- und Zollvereins teilnehmen sollte (1828—1830. Vgl. G.-Jahrb. 22 [1901], 19 f). Während dieses Aufenthaltes wird er Schwedes kennengelernt haben. [1])

Nach der Angabe seiner Tochter Auguste in ihrer Lebensbeschreibung ihres Vaters (Wiesbaden 1899) besuchte Schwedes Goethe auf seiner Reise nach Berlin im April 1832 (!) (a. a. O. S. 34). Abgesehen davon, daß diese Angabe ein grober Irrtum ist, kommt auch das Jahr 1832 überhaupt nicht in Betracht. Vielmehr fand der Besuch, wie das Tagebuch klar bezeugt, am 3. Juni 1830 statt (Tgb. 12, 251, 21/2).

Am 2. Juni 1830 fragte von Conta bei Goethe um eine Audienz für Schwedes an; von ihm war auch die Anregung ausgegangen. Denn Schwedes betrachtete einen solchen Besuch als Anmaßung, da er keine Person von solcher Bedeutung sei, an der Goethe Interesse nehmen könne (a. a. O. S. 34).

In großer Spannung erwartete Schwedes die Stunde des Besuches in dem Gedanken: „Wie wirst du prosaischer Mensch diesem großen Geiste unbedeutend erscheinen, wie wird er seine dir geopferte Zeit bereuen!" Der Eintritt in Goethes Haus machte auf ihn wie auf jeden Besucher Eindruck; man sah, „daß hier kein gewöhnlicher Mann hause".

Nach seiner Gewohnheit empfing Goethe seinen Gast, der in Begleitung v. Contas kam, im Junozimmer. Gleich zu Beginn der Unterhaltung bewies der Dichter, wie sehr er mit der interessanten geologischen Beschaffenheit und der Geographie Kurhessens bekannt war. Eine längere Unterhaltung entspann sich über „die merkwürdige Formation zu Frankenberg mit ihren Kupfererzen". — — „Dann ließ er sich Auskunft über die Solquellen zu Sooden bei Allendorf a. d. Werra und über unsere Ansichten über das Erbohren dieser Quellen mit reicherem Gehalt in der Tiefe geben. Dabei kam er auf die in der Vorzeit um den Besitz dieser Quellen geführten Kämpfe und auf den hohen Wert solcher Quellen im Altertum zu sprechen, wo man die Kenntnis noch nicht gehabt habe, vieles Salz mit Leichtigkeit zu ersieden, und wo der Transport desselben so schwierig und kostspielig gewesen sei." Zum Beweis für die Kostbarkeit des Salzes in früheren Zeiten führte Goethe eine Beobachtung aus Südfrankreich an, wo der Platz auf der Salztonne in Bauernhäusern als Ehrenplatz galt.

Nach einem erhebenden Plauderstündchen schied Schwedes von Goethe, beglückt und in gehobener Stimmung. Über den tiefen Eindruck der Persönlichkeit Goethes gibt er folgende Charakteristik: „Er war ganz schwarz gekleidet, auf dem Frack den Ordensstern. Die

---

[1]) Diese Bekanntschaft beruhte auf gemeinsamen Interessen. Denn auch v. Conta interessierte sich für Mineralogie und Geologie, wie aus der Tagebuchstelle 12, 204 (28. 2. 1830) hervorgeht: v. Conta erzählt „von seinen geognostischen Wanderungen in dem dortigen wundersamen Gebirge".

große, ebenmäßige Gestalt, das schöne, ausdrucksvolle Gesicht, die ruhige, sichere Haltung, die ungesuchte, klare und geistreiche Redeweise hatten einen bleibenden Eindruck auf mich gemacht, und ich habe in meinem Leben niemanden kennengelernt, der ihm ganz zu vergleichen gewesen wäre."

Literatur

(zur vollständigen Arbeit).

Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Weimar 1887 ff.

I. Abtl. Werke im engeren Sinne; II. Abtl. Naturwissenschaftliche Schriften; III. Abtl. Tagebücher; IV. Abtl. Briefe.

Goethes Werke. Vollständige Ausgabe in vierzig Teilen. Auf Grund der Hempelschen Ausgabe neu herausgegeben von Karl Alt. Berlin/Stuttgart (o. J.).

Bergemann, Fritz: Bettinas Leben und Briefwechsel mit Goethe. Leipzig 1927.

Biedermann, W. v: Goethes Gespräche. Leipzig 1889—1871. 8 Bde.

Boisserée, Sulpiz. 2 Bde. Stuttgart 1862.

Bott, Heinrich: Goethe und Hanau. „Hanauisches Magazin" 1922, Nr. 1, 2, 3.

Braun, Lily: Im Schatten der Titanen. Erinnerungen an Baronin Jenny von Gustedt. Berlin 1923.

v. Buttlar-Elberberg, Rudolf: Stammbuch der Althessischen Ritterschaft. Wolfhagen 1888.

Eckermann, Joh. Peter: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 21. Originalauflage. Herausg. von H. H. Houben. Leipzig 1925.

Funk, Heinrich: Goethe und Lavater. Schriften der Goethe-Gesellschaft 16. Weimar 1901.

Geiger, Ludwig: Goethe und Hundeshagen. Goethe-Jahrbuch 6 (1885), S. 125 ff.

Geiger, Ludwig: „Acta betr. die Errichtung einer deutschen Gesellschaft für Geschichte und Sprache" von Goethe. Goethe-Jahrbuch 9 (1888), S. 34 ff.

Grimm, H. und Hinrichs: Briefwechsel zwischen Jakob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit (zitiert „Jugendbriefe"). 1881.

Grimm, Emil Ludwig: Erinnerungen aus meinem Leben. Herausg. von Adolf Stoll. Leipzig 1911.

Harnack, Otto: Zur Nachgeschichte der italienischen Reise. Schriften der Goethe-Gesellschaft 5. Weimar 1890.

Henking, Karl: Johannes von Müller 1752—1809. 2. Bd. Stuttgart u. Berlin 1828.

Hering, Robert: Freiherr v. Stein, Goethe und die Anfänge der „Monumenta Germaniae historica". Jahrb. d. Freien Deutschen Hochstifts. Frankfurt 1907, S. 278 ff.

Hering, Robert: L. J. F. Höpfner und seine literarischen Beziehungen. Jahrb. d. Fr. D. Hochstifts 1911, S. 288 ff.

Hoffmeister, Jakob: Historisch-genealogisches Jahrbuch über alle Linien des hohen Regentenhauses Hessen. Marburg 1874.

Hoffmeister, Jakob: Gesammelte Nachrichten über Künstler und Kunsthandwerker in Hessen. Hannover 1885.

Holtmeyer: Wilhelmshöhe (Alt-Hessen. 3. Heft). Marburg 1913.

Justi, Karl Wilhelm: Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten-, Schriftsteller- und Künstler-Geschichte vom Jahre 1806 bis zum Jahre 1830. Marburg. 1831. (Zitiert: Strieder-Justi).

König, Heinrich: Ein Stilleben. 1. Bd. Leipzig 1861.

Knackfuß, H.: Geschichte der Kgl. Kunstakademie zu Kassel. Kassel 1908.

Knetsch, Karl: Goethes Ahnen. Leipzig 1908.

Kretschman, Lily von: Aus Goethes Freundeskreise. Erinnerungen der Baronin Jenny von Gustedt. Braunschweig 1892.

Landsberger: Wilhelm Tischbein. Leipzig 1908.

Leitzmann, Albert: Georg Forsters Beziehungen zu Goethe und Schiller. Herrigs Archiv 88 (1892), S. 129 ff.

Leonhard, C. C. von: Aus unserer Zeit in meinem Leben. 2 Bde. Stuttgart. 1854 und 1856.

Losch, Philipp: Wilhelm I. Marburg. 1923.

Lynker—Köhler: Geschichte des Theaters und der Musik in Kassel. Kassel 1865.

Marx, Friedrich: Über die Caritas des Leonardo da Vinci in der Kurfürstlichen Galerie zu Kassel. Kgl. Sächs. Gesellschaft d. Wissenschaften. Philolog.-hist. Klasse 34, 2. Leipzig 1916.

Milch, L.: Goethes Beziehungen zu dem Mineralogen Carl Caesar von Leonhard. G.-Jahrb. 29 (1908) S. 113 ff.

Muthesius, Karl: Die Schicksale eines Goethebildes. Jahrb. d. G.-Gesellschaft 12 (1926), S. 229 ff.

Neuber, K.: Zur Geschichte von Wilhelmshöhe. „Hessenland“ 3 (1889), S. 182; 198; 216; 233; 246.

Neubert, Franz: Goethe und sein Kreis. Leipzig (o. J.).

Öttingen, Wolfgang von: Goethe und Tischbein. Schr. d. G.-Ges. 25. Weimar 1910.

Piderit-Hoffmeister: Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Kassel. Kassel 1882.

Reutern, Gerhardt von: Ein Lebensbild, dargestellt von seinen Kindern (von Basil v. R.). Petersburg 1894.

Ried, U.: Die Wirtschaftspolitik Heinrichs VIII. von Bibra. Fulda 1916.

Roethe, Gustav: Goethes Campagne in Frankreich 1792. Eine philologische Untersuchung aus dem Weltkrieg. Berlin 1919.

Schmidt-Suphan: Xenien 1796. Schr. d. G.-Ges. 8. Weimar 1893.

Schminke, Friedrich Christoph: Versuch einer genauen und umständlichen Beschreibung der Hochfürstlich-Hessischen Residenz- und Hauptstadt Kassel. Kassel 1767.

Schröder, E.: Goethes Beziehungen zu Kassel und hessischen Persönlichkeiten. Zeitschrift des Vereins für hess. Geschichte u. Landeskunde. 52 (1919), S. 21 ff.

Schüddekopf-Walzel: Goethe und die Romantik. Schr. d. G.-Ges. 13 und 14. Weimar 1898 und 1899.

Schüddekopf, Karl: Goethe und die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. G.-Jahrb. 21 (1900), S. 52 ff.

Schulte-Strathaus: Die Bildnisse Goethes. 1. Supplement zur Propyläenausgabe von Goethes sämtl. Werken. München (o. J.)

Schwedes, Auguste: Theodor Schwedes. Leben und Wirken eines Kurhessischen Staatsmannes von 1788 bis 1882. Nach Briefen und Aufzeichnungen dargestellt. Wiesbaden 1899.

Seidenberger: Friedberg und die Wetterau. Friedberg 1905.

Siebert, Karl: Konrad Westermayr und seine Schüler. Hanauer Geschichsblätter. Neue Folge Nr. 1. Hanau 1911.

Simon, Hans Alfons: Die Verfassung des geistlichen Fürstentums Fulda. Fulda 1912.

Stengel: Die privaten und amtlichen Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen. 2 Bde. Marburg 1886.

Steig, Reinhold: Briefwechsel zwischen Goethe und Therese von Jakob. G.-Jahrb. 12 (1891), S. 33 ff.

Steig. Reinhold: Goethe und die Brüder Grimm. Berlin 1892.

Steig, Reinhold: Daniel Engelhard, der Architekt der „Wahlverwandtschaften". Jahrb. d. Fr. D. Hochstifts 1912.

Thieme-Becker: Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart. Hrsg. von Hans Vollmer. Leipzig 1908 ff.

Valentin, V.: Goethes Beziehungen zu Wilhelm von Diede. Festschrift des Fr. D. Hochstifts 1899, S. 3 ff.

Vogel, Julius: Aus Goethes Römischen Tagen. Leipzig 1905.

Wagner, Karl: Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck. Leipzig 1847.

Wagner, Rudolf: S. Th. Sömmerings Leben und Verkehr mit seinen Zeitgenossen. Leipzig 1844. 1. Bd.

Zeitler, Julius: Goethe-Handbuch. Stuttgart 1916—1918.

Zwenger, Ferdinand: Johannisberg. „Hessenland" 3 (1898), S. 188; 200; 235.

Lebenslauf.

Am 26. November 1890 wurde ich, Friedrich Wilhelm Beils, zu Mayen, Bez. Koblenz, geboren. Ich besitze die preußische Staatsangehörigkeit; mein Religionsbekenntnis ist das katholische.

Nach dem Besuche der Grundschule und des Gymnasiums meiner Vaterstadt, das ich Ostern 1911 mit dem Zeugnis der Reife verließ, widmete ich mich vom S. S. 1911 bis zum W. S. 1915 an der Universität Bonn dem Studium des Deutschen und der klassischen Sprachen. Am 18. November 1916 bestand ich vor der Wissenschaftlichen Prüfungskommission der Universität Bonn die Staatsprüfung für das höhere Lehramt.

Nachdem mir nach zweijährigem Vorbereitungsdienst zum 1. April 1919 die Anstellungsfähigkeit für den höh. Schuldienst zuerkannt worden war, übte ich meine unterrichtliche Tätigkeit aus an der Städt. Lateinschule zu Hünfeld (Bez. Kassel), dem Staatl. Gymnasium zu Hersfeld und der Städt. Oberrealschule zu Fulda, wo ich jetzt noch tätig bin.

Das Rigorosum bestand ich am 26. Februar 1930.

Meine akademischen Lehrer zu Bonn waren: die Herren Prof. Dr. Brinkmann †, Dyroff, Enders, Elter, Franck †, von Kraus, Litzmann †, Loeschcke †, Marx, Meißner, Thurneysen, Wilcken.

Ihnen allen bin ich zu aufrichtigem Danke verpflichtet.

Besonderen Dank schulde ich Herrn Prof. Dr. H. Maync (Marburg), der sich für meine aus Privatstudien neben der Unterrichtstätigkeit hervorgegangene Arbeit warm einsetzte.